Paris im Beichtstuhl.

Von

Louis Rogeard.

Königliche
Staatsbibliothek
Berlin

Deutsche Original-Ausgabe.

Limdauer'sche
LESEBIBLIOTHEK
Schönefeld

Dritter Theil.

Leipzig.

Gustav J. Burfürst.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Uebersetzungsrecht vorbehalten!

Der Autor.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Politik und Liebe.

Bearetto fuhr fort:

In der Ruine wohnt eine alte Hexe, welche mehr weiß, als jedes andere Menschenkind; aber man kann ohne Schwierigkeit zu ihr gelangen. Keine Thür ist verschlossen. Das Zimmer, welches sie bewohnt, ist groß und wüst und so matt beleuchtet, daß man mit den Händen um sich herumtappen muß, um nicht auf die Nase zu fallen. Die Hexe schnarchte, wachte aber auf, als ich über einen Gegenstand stolperte und rief mit kreischender Stimme: Wer da? Auf diese Frage wollte ich eben mit: Gut Freund! antworten, als eine feine weibliche Stimme lispelte:

Ich bin's, Frau, die Dame vom griechischen Hause.

Ei, dachte ich, da ist Deine Gegenwart just wie gerufen. Also mäuschenstill; man weiß von Deiner

Gegenwart nichts. Das ist ja ein ganz prächtiger Zufall!

Weiter! Weiter! rief Montigue ungeduldig.

Da ich sah, daß die Hexe Anstalt traf, ein wenig mehr Licht um sich zu verbreiten, tappte ich ganz leise nach einem geeigneten Gegenstande umher, hinter welchem ich eine Zuflucht finden konnte. Es bedurfte bei diesem Experimente allerdings großer Vorsicht, denn ich merkte wohl, daß die Signora aus dem griechischen Hause neben mir stand. Doch ich machte Alles so sachte, daß ich mich selbst nicht hörte, streckte mich auf alle Viere und kroch wie ein Dachshund auf der Erde herum, so lange, bis ich etwas entdeckte, von dem ich mir Schutz gegen jedes verrätherische Licht versprach; und als ich meine Position genommen, war ich ganz unbekümmert, da die Alte von dem Lichte keine große Freundin zu sein schien, denn sie ließ Alles im Halbdunkel.

Zu Ende! rief Montigue mit steigender Ungeduld.

Das, was ich sah, war nicht halb so schlimm als das, was ich hörte; fuhr Bearetto fort. Ich sah eine blaue Flamme, die nicht leben und nicht sterben konnte, und wenn sie aufflackerte, sah ich ein Paar funkelnde graue Augen und ein spitzes Kinn, von einer entsetzlich großen Haube umschattet, und

ein Paar langfingerige dürre Hände, welche, wie es schien, einen menschlichen Knochen, ein Arm- oder Beinstück hielten, und ihr gegenüber stand eine Person, von der ich nichts sah als ein Paar funkelnde Augen, die heller als glühende Kohlen blitzten.

Und was sagte sie, Bearetto?

Sie sagte Dinge, die mir das Haar zu Berge sträuben machte —

Nun, nun, Bearetto? Weiter!

Ich bin ja dabei; versetzte Bearetto fast athemlos, ich will nur erst ein wenig Luft schöpfen. Die Alte sagte also zuerst:

Die Dame vom griechischen Hause? Das ist nicht deutlich; ich kenne drei Damen vom griechischen Hause. Sind Sie die Gräfin von Verron?

Nein.

Die Gräfin von Verron hat sie gesagt? rief Montigue aus.

Ja, Herr; Sie sagte die Gräfin von Verron.

Weiter, Bearetto.

Sind Sie die Signora Gribaldi? fuhr die Alte fort zu fragen.

Nein; lautete die Antwort.

Signora Gribaldi? rief Montigue wieder. Bearette, hast Du recht gehört?

Ich hab's mit beiden Ohren gehört, Herr.

Weiter, weiter, Bearetto!

So seid Ihr Signora Marla? fuhr die Alte fort.

Das bin ich; lautete die Antwort.

Und was wollt Ihr?

Ihr habt mir das Herz eines Mannes versprochen, den ich liebe, und das Herz eines anderen Mannes, den ich hasse.

Ich habe Ihnen nichts versprochen, mein Kind; sagte die Alte, ich habe Ihnen nur gesagt, wenn Sie genau meinen Anordnungen Folge leisten, dann sollen Ihre Wünsche erfüllt werden.

Ihr sagtet mir, daß ich mich um Mitternacht einfinden müsse, und ich bin gekommen.

Das ist es nicht, worauf es ankommt.

Was wollt Ihr dann von mir?

Dasselbe, was Sie von mir wollen, mein Kind; — zwei Herzen.

Bearetto, hast Du recht gehört? fragte Montigue, den Kopf schüttelnd und seinen Diener besorglich ansehend. Hast Du auch nicht etwa geträumt?

Das ist möglich, gnädiger Herr; es war mir allerdings so zu Muthe — nehmen Sie's für Traum, wenn Sie wollen.

Erzähle weiter, Bearetto.

Ihr wollt zwei Herzen von mir? fragte die

Dame, ich besitze kein einziges, nicht einmal mein eigenes.

Es ist nicht nöthig, das, was man Anderen geben will, selbst im Besitze zu haben. Wenn Sie die beiden Herzen erlangen wollen, dann haben Sie Liebe, Rache und Gewährung, Blut und Entzücken; thun Sie also, was ich begehre.

Redet! sagte nun die Dame mit sehr bewegter Stimme.

Es sind in Neapel zwei Männer, die ich hasse; schaffen Sie mir dieselben lebendig zur Stelle, wenn Sie können.

Ja, ob ich kann?

Sie können es.

Lebendig! rief die Dame aus.

Lebendig, ja lebendig! sagte die Hexe.

Und wer sind diese beiden Männer? fragte die Dame.

Der Eine heißt Groiola.

Groiola? rief Montigue aus, indem er den Arm seines erzählenden Dieners packte. Bearetto, Du hast geträumt, Du hast sicher phantasirt, es sind Gebilde Deiner erregten Einbildungskraft, welche Du jetzt für Wahrheit und Wirklichkeit nimmst.

Bearette lächelte.

Gnädiger Herr, sagte er, ich muß fast von Ihnen

glauben, daß Sie krankhaft erregt sind. Wenn ich Ihnen einen Namen nenne, der Ihnen recht wohl bekannt ist, so ist das kein Grund, an der Wahrheit meiner Erzählung zu zweifeln. Ich erkläre Ihnen nochmals, daß ich ganz Auge und Ohr war, als ich die Beiden mit einander reden hörte.

So erzähle weiter, Bearetto. Wie hieß der Andere?

Der Andere, sagte die Hexe, heißt — Doctor Drogue.

Drogue? rief Montigue; das ist ja kaum möglich, Bearetto, der Doctor Drogue ist ja erst seit gestern in Neapel.

Sie sagte: der Andere ist Doctor Drogue; betheuerte Bearetto, ich kann nichts anderes sagen als das, was ich gehört habe.

Und was sagte die Marla?

Beide Männer kenne ich nicht.

Weiter, Bearetto! rief Montigue ungeduldig.

Du sollst sie kennen lernen, entgegnete die Hexe, sobald Du willst.

Sobald ich will? fragte die Marla erstaunt.

Du hast beide Männer schon oft genug gesehen; den einen in Paris, den andern in Neapel.

Das ist nicht möglich; entgegnete Signora Marla.

Doch! rief die Alte mit heiserem Lachen, das

mir durch Mark und Bein fuhr, muſtere nur Deine Anbeter, hübſches Kind, deren Du ſo viele haſt, und Du wirſt beide Männer unter ihnen finden.

Es iſt kein Groiola und kein Doctor Drogue unter ihnen.

Aber unter der Maske.

Unter der Maske?

Die Alte lachte nochmals.

Wißt Ihr denn Alles? fragte Signora Marla erſtaut.

Mehr als Du jedenfalls, mein Kind; verſetzte die Hexe, und ich ſah ihre Augen bei dieſen Worten wie glühende Kohlen funkeln.

Ihr glaubt alſo, daß der Doctor Drogue auch unter der Maske iſt? fragte Signora Marla.

Freilich, mein Töchterchen, freilich.

Und unter welchem Namen?

Er nennt ſich Aniello.

Aniello? rief Signora Marla.

Nicht, mein Töchterchen, Du kennſt ihn? rief die Alte lachend aus.

Ich kenne ihn; aber wenn dieſer Aniello der Doctor Drogue iſt, dann mag ich im Böſen mit ihm nichts zu ſchaffen haben, denn — —

Denn, denn — Bearetto? rief Montigue ungeduldig, als Bearetto wieder inne hielt.

Ja, denn — sagte die Alte ebenfalls; versetzte Bearetto, und Marla fuhr fort:

Denn er ist mit dem Grafen Morny sehr vertraut.

Was geht mich der Graf Morny an? fragte die Alte.

Es mag sein, daß der Graf Morny Euch nichts angeht, versetzte die Signora, aber mich geht er sehr viel an, denn er hat den Kopf meines besten Freundes in seiner Hand.

Die Alte lachte ordentlich kannibalisch.

Wenn das auch der Fall ist, so brauchst Du Dich dennoch durchaus nicht zu fürchten, denn Du hast ja auch den Kopf des Doctor Drogue in Deiner Hand.

Aber er ist mein Beschützer, mein Gönner.

Wenn er Dein Beschützer und Gönner, wenn er der Freund des Grafen Morny ist, dessen Freund Napoleon heißt, warum verlangst Du nicht von ihm, was Du von mir begehrst? Du willst einen Gegenstand für Deine hübschen, schwarzen Augen haben, und einen andern Gegenstand verlangst Du für Dein gekränktes, glühendes Herz.

Aber der Doctor Drogue wird mir schwerlich helfen; sagte die Signora, er will mich allein besitzen

und würde Jeden zu vernichten trachten, in dem er einen Nebenbuhler argwöhnt.

Freilich, der Doctor Drogue kann es auf leichte Manier; ein Tropfen von seinem Aether —

Bearetto hielt inne, um Athem zu schöpfen, dann sagte er:

Es wurde mir ganz entsetzlich zu Muthe, als die alte Hexe von Gift sprach.

Ich glaube Dir, fiel Montigue ein, und ich bewundere Dein Gedächtniß.

O, es entging mir nichts; erwiderte Bearetto, und wenn sie einen Tag lang mit einander geredet hätten, es würde mir nichts entgangen sein.

Also weiter, Bearetto; ermahnte Montigue.

Das ist wahr; entgegnete die Signora, die Gifte des Doctor Drogue wirken furchtbar, ich weiß es, und ich habe ihn schon mehrere Male gebeten, mir etwas zu geben; er hat's mir jedoch abgeschlagen.

Und wie heißt Derjenige, den Du vernichten willst, mein Töchterchen?

Favre!

Ha, ha, ha! lachte die Alte; ich wußte es wohl, daß Du diesen Namen nennen würdest. Doctor Drogue's Neffe. Hättest ihn schon zehnmal mit Deinen zarten Händen würgen können, mein Töchterchen.

Ich wollte es auch schon thun, aber ich fürchte

mich so sehr vor dem Doctor Drogue; er liebt Favre so sehr.

Freilich, Herzchen, freilich; versetzte die Alte, es müßte irgendwo und irgendwie geschehen, wo es keinen Verdacht gegen Dich erweckt. Nun laß weiter hören, für wen brennen Deine schwarzen Augen? Wer hat Dein Marmorherzchen in Gluth versetzt? Ei, das muß ein prächtig Männchen sein!

Es ist Alfons von Verron.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Montigue hatte seine Wohnung erreicht. Der Namen, welchen Bearetto soeben aussprach, machte auf ihn einen ganz eigenthümlichen Eindruck.

Bei dem feurigen Charakter des jungen Mannes war es kein Wunder, daß die Signora Marla ihm ein ganz besonderes Interesse einflößte.

Er war daher kaum in seiner Wohnung angelangt, als auch Bearetto mit seiner Erzählung fortfahren mußte, während Montigue sich entkleidete und auf's Bett warf.

Es ist Alfons von Verron, so hast Du geschlossen; sagte Montigue, als sich Bearetto darauf besann, wo er in seiner Erzählung stehen geblieben.

Bearetto fuhr jetzt fort:

Alfons von Verron? fragte die Hexe; das ist ja der Herr des griechischen Hauses, mein Töchterchen.

Er sollte es sein, aber er ist es nicht; versetzte die Signora.

Aber er wohnt ja dort.

Er wohnt darin, aber er ist nicht Herr darin.

Ich weiß, o ich weiß Alles; fuhr die Alte fort, er ist nicht der Herr des Hauses. Sie haben es schlau angefangen, aber es hilft ihnen nichts; es hilft ihnen Alles nichts. Meister Drogue betrügt sich selbst. Du sollst Deinen Alfons haben, mein Töchterchen. Du sollst auch Deinen Favre haben, mein Töchterchen. Und Du wirst mir auch meine Männchen, Groiola und Doctor Drogue, hierher in meine Hände liefern; hier in diese Höhle müssen sie hineinkommen, hier, wo die Tigerin ihr Nest hat, die so lange auf sie wartet, die nach ihrem Blute lechzt. Hier muß ich sie haben, lebendig, ganz lebendig. O, todt wären sie schon längst mein, aber was wäre das für eine Strafe, für eine Rache, denn sterben müssen wir ja Alle.

Montigue war mit seiner Nachttoilette fertig geworden und lag jetzt behaglich in seinem Bette; Bearetto mußte sich neben ihn niedersetzen und mit seiner Geschichte fortfahren:

Also hier; fuhr die Alte fort, wir kommen Beide

zum Ziele, wenn wir klug sind. Ich habe lange auf Dich gewartet, mein Töchterchen; es wurde mir recht sauer, am Eingange des griechischen Hauses zu warten, bis ich Dich erwischte und hierher bestellen konnte; aber ich wußte wohl, daß uns das Geschick bestimmt hatte, uns gegenseitig in die Hände zu arbeiten. Du hast keine weibliche Bedienung im Palaste der Gräfin von Verron; nicht, mein Töchterchen?

Nein; versetzte Signora Marla, es sind lauter häßliche Männer da.

Ich weiß; Skelette und Zwerge, spindeldürre Bediente und grämliche Grauköpfe — aber schlaue Burschen und Taugenichtse, wie solche Doctor Drogue gebrauchen kann. Aber Du, mein hübsches Töchterchen, bist ja Meisterin über die Meister. So gehe denn und sage: Dir sei eine Matrone bekannt, die Witwe vom Fischer Antonio, die möchtest Du als Dienerin um Dich haben. Gehe und sag' das dem Doctor Drogue.

Und wenn er nun auf diesen meinen Wunsch nicht eingeht? fragte die Signora.

Die Alte grinste.

Sieh den alten Narren nur mit Deinen schwarzen Augen recht an, sagte sie, mit diesen schwarzen Augen, die Du nicht von Deinem Schöpfer erhalten hast, um sie vor irgend einem Manne gehorsamlich

und demüthig niederzuschlagen. Wenn er Deinem Wunsche kein Gehör schenkt, dann befehle ihm.

Und wenn Ihr nun bei mir sein werdet? fragte die Signora.

Dann sollst Du Deinen Favre haben, mein Töchterchen, den Du meinetwegen zerstückeln, zerreißen und zerfleischen kannst; und dann sollst Du Deinen Alfons haben, den Du nach Herzenslust liebkosen kannst.

Gut; versetzte die Signora nach einem Weilchen, ich will es überlegen.

Ja, überlege es; aber Du wirst thun, wie ich sage. Gehe nun; morgen werde ich Dich hier wiedersehen.

Das war das Gespräch, welches die beiden Frauenzimmer mit einander führten; schloß Bearetto seine Geschichte. Signora Marla ging jetzt; ich folgte ihr und kam ohne Hinderniß wieder an die frische Luft, wo ich frei und froh aufathmete.

Ich danke Dir, Bearetto; sagte Montigue, Du hast Deine Sache ganz brav gemacht. Jetzt aber bin ich matt und müde, und Du wahrscheinlich auch, also laß uns schlafen.

Und ehe eine halbe Stunde vergangen war, ruhten Herr und Diener, welche Beide auf's äußerste abgespannt waren, in Morpheus Armen.

II.

Der geheimnißvolle Mann.

Wir kehren jetzt ins griechische Haus zurück und suchen Alfons von Verron in dem Momente wieder auf, in welchem sich Montigue von ihm getrennt hatte.

Wenn seine Kopfwunde auch nicht lebensgefährlich war, so bedurfte er doch sehr der Ruhe, und gewiß in dieser Ueberzeugung hatte ihm Doctor Drogue Opium gegeben, um der erschöpften Natur des jungen Mannes durch einen tiefen, andauernden Schlaf zu Hilfe zu kommen.

Als Alfons am andern Morgen erwachte, war er mißgestimmt und gedrückt, er zweifelte an seinem Verstande und an der unbefangenen Wahrnehmung seiner Sinne.

Er kam sich vor wie ein Kind, wie ein machtloser Knabe, der sich im Banne eines übermächtigen

Geistes beugen mußte und vergebens gegen seinen zwingenden Willen ankämpfte.

Alles, was er bisher gethan und versucht hatte, um das Dunkel aufzuklären, welches ihn umgab, das Räthsel zu lösen, an dem er sich zerarbeitete, war ihm durchzuführen unmöglich gemacht worden.

Er hatte das merkwürdige, geheimnißvolle Bett sich senken sehen, und nun stand es so fest, so eisern unbeweglich da, als spotte es der Augen des jungen Mannes, die doch keineswegs blind waren.

Er hatte die Rückwand des Schrankes sich öffnen sehen und den Knopf in seiner Hand gefühlt, und dieser Knopf war jetzt verschwunden und die Rückwand stand unbeweglich da, als wäre das immer so gewesen und hätte gar nicht anders sein können, und Alfons mußte sich fragen:

Habe ich denn wirklich dies Alles mit eigenen Augen gesehen oder habe ich geträumt, oder welche Spiegelfechterei ist mit mir vorgegangen?

Es war wirklich kein Wunder, daß Alfons schier verzweifelte, gegen solche Kräfte und Gewalten siegreich in die Schranken treten zu können; unmuthig warf er sich auf dem Bette hin und her, auf demselben Bette, das ihm einen solchen Schabernak gespielt hatte und jetzt so ganz ruhig und unbeweglich dastand, und endlich rief Alfons verdrießlich aus:

Hol' der Teufel diese Hexenküche, mag nun mit mir geschehen, was da wolle!

Für den muthigsten Menschen giebt es solche Zeiten, wo er geneigt ist, die Hände ruhig in den Schoß zu legen und sich wie ein steuerloses Schiff den Wellen und Stürmen des Geschickes gleichgiltig zu überlassen. Aber ein solcher Zustand währt bei kräftigen Charakteren nicht lange. Selbst in ihrer Verzweiflung finden sie die Quelle neuer Kräfte, und sie nehmen dann den Kampf mit dem Leben mit um so größerer Energie wieder auf.

Doch wir wollen Herrn Alfons von Verron seiner üblen Laune überlassen, um jetzt einen Blick hinter die Coulissen unseres Dramas zu werfen; wir wollen der Person näher rücken, welche eigentlich die Hauptfigur unserer Geschichte ist — der Doctor Drogue.

Er war, wie es schien, in der vorigen Nacht von Paris nach Neapel gekommen und im griechischen Hause bei der Gräfin Julie von Verron abgestiegen.

Was aber trieb er in dem Schlosse?

Einen Tag vor seiner Ankunft wußte die Gräfin bereits, daß der Doctor Drogue kommen würde, und sie hatte Alles für seinen Empfang vorbereitet. Seltsam war es, daß Doctor Drogue ihr ganz genau beschrieben hatte, in welchem Theile des griechischen

Hauses er seine Wohnung zu nehmen wünsche; daß er genau die Gemächer bezeichnete und die Gegenstände, welche darin standen. Es war daher ganz unzweifelhaft, daß der Doctor schon früher einmal in dem griechischen Hause sich aufgehalten haben mußte.

Der Doctor war ein selsamer, und wir können hinzufügen, ein seltener Mann, er war ein moderner Cagliostro. Doctor Drogue's große Leidenschaft war das Geld.

Aber wollte er es haben, um es anzuhäufen oder um geheime Zwecke damit zu verfolgen, oder vielleicht gar, um Wohlthaten zu üben? Man wußte es nicht. Das eben war der große, unaufgeklärte Widerspruch an ihm. Zuweilen warf er das Geld mit beiden Händen fort und vergeudete es auf unerhörte Weise, und zuweilen erschien er so schäbig geizig und war so bettelmäßig angekleidet, daß man ihm hätte eine Kupfermünze in die Hand drücken mögen.

Man konnte auch sagen, Doctor Drogue's Leidenschaft war die Sucht, eine große und ungewöhnliche Rolle zu spielen; und eine solche Rolle zu spielen, bedurfte er vor allen Dingen Geld. Dieses zu erlangen, war ihm jedes Mittel recht; er wendete es ohne jeden Scrupel an.

Doctor Drogue verkaufte alle Arten Wunder-,

Heil- und Verschönerungsessenzen. Sein Geschäft war vortrefflich organisirt, und er stand fast mit allen Ländern der Erde in Verbindung.

Dabei hütete er sich wohl, seine Geschäfts- und Fabricationsgeheimnisse auf den Markt zu bringen. Die gewöhnlicheren Mittel machte sein Famulus Felin, die anderen er selbst. Er hatte sein Privat-Laboratorium, und die Besuche, welche er empfing, sah Niemand zu ihm ein- noch ausgehen.

Schon unter Louis Philipp hatte er sein mysteriöses Geschäft betrieben, aber unter der Regierung des Bürgerkönigs wurde ihm sein Erwerb sehr sauer gemacht, schon einmal hatte er vor dem Zuchtpolizeigerichte sich verantworten müssen, und seine Untersuchung endete mit einer ansehnlichen Strafe, die er zu zahlen hatte. Unter dem zweiten Empire aber begann sein Weizen zu blühen. Er hatte sich sofort auf Seite Napoleon's gestellt, und seitdem der Prinz-Präsident über Frankreich herrschte, hatte er nicht einen Augenblick aufgehört, auf das ostensibelste seine Anhänglichkeit an die Napoleoniden zu erkennen zu geben. Man wollte auch den Doctor Drogue mehrmels in den Tuilerien gesehen haben; der Kaiser hatte ihn bei verschiedenen Gelegenheiten ausgezeichnet, und im Betriebe seines Geschäftes war er jetzt so ungestört, daß alle lästige Controlle, welche nach seiner

Verurtheilung unter Louis Philipp über ihn verhängt worden war, von ihm genommen wurde.

Nicht nur in Frankreich, sondern namentlich auch in Italien, in diesem Lande des crassesten Aberglaubens, hatte Drogue eine gute Kundschaft; es gab keine größere Stadt Italiens, in welcher er nicht einflußreiche Verbindungen gehabt hätte.

So war es auch in Neapel.

Doctor Drogue war schon vor einigen Jahren in dieser Stadt gewesen und hatte sich begeisterte Anhänger, namentlich in der höheren weiblichen Gesellschaft erworben.

Diese Verbindungen benutzte er, wie es schien, nicht allein um seine Essenzen an den Mann zu bringen, sondern auch für politische Zwecke.

Er empfing oft Nachrichten und wurde in Geheimnisse eingeweiht, die kein Diplomat herausbekam, und auf diese Weise war der Doctor Drogue im Besitze eines blühenden Geschäftes, denn er ließ sich seine Wissenschaft stets sehr gut bezahlen.

Aber trotzdem, daß er stets sehr gut unterrichtet war und überall Helfer und Helfershelfer hatte, war der Doctor Drogue doch weit entfernt, Allwissenheit zu besitzen.

Seit einigen Tagen war sein Neffe nicht sichtbar geworden, er war verschwunden; in seiner Woh-

nung war sein sämmtliches Gepäck zurückgeblieben, Favre konnte daher wohl schwerlich Neapel verlassen haben.

Aber alle Nachforschungen führten zu keinem Zwecke, und der Doctor Drogue beschloß daher, einmal selbst die Stadt zu durchstreifen und sich nach seinem Neffen umzusehen.

Er kam auch in denjenigen Theil der Stadt, welcher das St. Giles von Neapel ist, und gerieth in ein Gäßchen, wo er auf Guitarren klimpern und Stimmen ertönen hörte, welche die lebhaften und beliebten Tänze der Mandolas mit dieser Begleitung absangen. Einige Weiber traten eben in dieses Haus ein, aus welchem die lustigen Töne erschallten. Doctor Drogue trat ebenfalls in das Haus.

Darf ich um die Begünstigung bitten, sagte er, zur Theilnahme an Euren Vergnügungen zugelassen zu werden?

So viel Sie wollen; versetzte die Sybille, die ihm an der Thür entgegenkam und ihm in der gebräuchlichen Sprechweise des Lazzaronivolkes einige nothwendige Belehrungen gab, wie er sich in Acht nehmen sollte. Der erste Durchgang des Hauses war jedoch so dunkel, daß Doctor Drogue genöthigt war, längs desselben hinzutappen, als wenn er mit gebundenen Augen ginge. Sobald er den zweiten

Gang erreichte, hörte er das schallende Gelächter noch vernehmlicher, und das laute Erzählen der Leute, die das dritte Wort mit einem Fluche oder mit einer Zote würzten; die gellenden, durchdringenden Stimmen der Weiber, welche ihre Zoten sangen und einander ihre unsaubern Scherze zuwarfen, von den verwirrten Tönen der Tambourins, Guitarren, einiger Violinen und dem begeisterten Stampfen der Füße begleitet, umschwirrten ihn.

Doctor Drogue erkannte recht gut, in welche Spelunke er gerathen war, aber er ließ sich durch keine Gefahr abschrecken, denn er besaß Muth und Verwegenheit.

Er trat also in die Stube, wo ein armseliges Lämpchen kaum so viel Licht verbreitete, daß die Gesichter der Anwesenden zu erkennen waren. Die Thür der Stube war so niedrig, daß Doctor Drogne sich bücken mußte, und da eine Stufe hinabführte, die er nicht bemerkte, stolperte er und fiel in die Stube hinein.

Chicu, liebes Kind, thu' das Licht aus, denn der Herr ist nun zu Bett! rief eines der Frauenzimmer lachend aus.

Ein schallendes Gelächter folgte diesem Witz, während der Doctor sich bemühte, wieder auf seine Füße zu kommen.

Es ist Brauch hier, mein Freund, für das Bett zu zahlen, worauf wir zu liegen kommen; rief eine Andere, indem sie die eine Hand in die Seite setzte und die andere ihm entgegenstreckte. Eine dritte Dirne betrachtete den Doctor vom Haupte bis zur Zehe und musterte ihn mit frechen Blicken, während sie mit der Fußspitze auf den Boden klopfte.

Und was zahlt man für die Bedienung hier? fragte der Doctor.

Je mehr, desto besser, mein Schatz; sagte sie, aber wir wollen ehrlich sein und es halten, wie es recht ist. Gebt ein Silberstück, das wird Euch nicht zu viel dünken. Zieht Euren Beutel hervor, und unsere Alte wird uns einen Schoppen Wein bringen.

Der Doctor nahm ganz unbefangen seine wohlgespickte Börse hervor, nahm ein Geldstück heraus und gab es der Dirne.

Diese winkte nun einen langen Gesellen herbei, der mit einigen anderen Männern in einer Unterhaltung begriffen war. Doctor Drogue's volle Börse mochte wohl der Gegenstand derselben sein. Die Dirne sprach leise mit ihm und lud dann den Doctor ein, bis der Wein käme, sich auf eine der hölzernen Bänke zu setzen, die rings herum an der Wand standen. Der Doctor folgte der Einladung; während sich nun die Dirne viele Mühe gab, das Herz des

Doctors zu rühren, ließ dieser seine Blicke im Zimmer herumschweifen, um zu erspähen, ob er unter den Anwesenden irgend eine bekannte Physiognomie entdecken könne.

Die Stube, welche ungefähr dreißig Fuß Breite und fünfunddreißig Fuß Länge hatte, war offenbar zu klein für die darin versammelte Gesellschaft, welche sich auf vierzig Personen belaufen mochte, von denen einige auf der Erde um eine Art von Weinschlauch saßen, den sie gelegentlich zu Munde führten. Eine andere Gruppe saß bei einem blinden Fiedler auf einer Bank, während einige von den Mädchen, die dabei standen, ihre Stimmen in Begleitung auf dem Tambourin hören ließen und in der Mitte der Stube die Tanzenden in voller Bewegung waren.

Eben hatte der Doctor vergeblich die Anwesenden gemustert, als ein kleiner Bettelbube, in Lumpen gehüllt und barfuß, mit einem Schlauche Wein hereinkam, den er der Dirne übergab. Zugleich flüsterte er ihr einige Worte zu, worauf sie bejahend mit dem Kopfe nickte. Dann wandte sie sich an den Doctor, indem sie ihm den Wein darreichte.

Der Doctor nahm den Schlauch, hielt ihn an die Lippen und reichte ihn dann einem andern Mädchen, das neben ihm stand; dann rief er noch ein paar Männer herbei und bat sie, zu trinken.

Hierbei entspann sich ein Streit zwischen zwei Dirnen um den Vorrang. Die Eine schwur, die Andere zu erwürgen, wenn sie es wagte, zuerst zu trinken, und ihre Gegnerin gab ihr die Erklärung zurück, daß wenn sie auch so viele Augen, als ihr Leibchen Knöpfe hätte, sie ihr dennoch alle auskratzen würde, ehe sie dabei stände und zusähe, wie sie zuerst tränke. Diesen Drohungen folgten Redensarten und Schimpfworte, und diesen wiederum Verhöhnungen und Anklagen, welche aber kein besonders günstiges Licht auf die Ehrlichkeit und Menschlichkeit der Kämpfenden warfen, bis sie endlich eine höchst drohende Stellung gegen einander einnahmen. Sie zogen ihre Mantillen auf die Schultern zurück, setzten die Arme in die Seite, schüttelten die Köpfe, zeigten ihre weißen Zähne, als ihr Mund sich durch die Wuth verzerrte, und ließen die schwarzen Augen so gegen einander leuchten, daß die Funken zu sprühen schienen. Endlich flogen sie wie zwei wilde Katzen auf einander los, und ihre gellenden Stimmen glichen den Lauten dieser Thiere, wenn sie auf Leben und Tod kämpfen.

Doctor Drogue glaubte ein wohlthätiges Werk zu thun, wenn er, ehe er den Ort verließ, die beiden Furien auseinander brächte, denen die Mäntelchen in Lappen um den Hals hingen.

Laß Er ab, Musje! schrieen die Umstehenden,

indem sie ihn bei dem Arme faßten; laß Er die guten Seelen ihre Sache ausfechten, wenn Er nicht wissen will, wie tief unsere Nägel in sein Gesicht greifen können.

Doctor Drogue stand von seinem Vorhaben ab, da er wohl wußte, daß diese Damen ihre Drohungen sehr leicht auszuführen pflegen; er sah dem Ausgange des Kampfes zu und wie die ganze versammelte Gesellschaft sich näher drängte und bald den Raufenden ein Bravo zurief, bald sie aufhetzte, weiter fortzufahren. Endlich schrie einer der Zuschauer:

Sapperment, müßt Ihr Euch denn wie gemeine Weibsleute balgen, und könnt Ihr Eurem Streit nicht mit Euren Messern ein Ende machen?

Bei diesen Worten erinnerte sich das eine der kämpfenden Weiber, daß sie ein Messer bei sich habe, drückte ihrer Gegnerin tüchtig die Gurgel und fuhr mit der andern Hand in die Tasche. In einem Nu hatte sie ihr Messer geöffnet und versetzte ihrer Feindin einen tiefen Schnitt in den Hals, welche alsbald einen durchdringenden Schrei ausstieß und mit Blut bedeckt auf den Boden fiel. Bei diesem entsetzlichen Anblick lief Alles nach der Thür, und Einige riefen: Mord! Alle Zuschauer rannten aus der Stube, als ob Jeder der Thäter gewesen wäre. Doctor Drogue folgte der Menge, deren Andrang er nicht widerstehen

konnte. Als er aus dem ersten Thore gelangt war, kam derselbe Junge, der den Weinschlauch gebracht hatte, in den Gang herbeigestürzt und schrie:

Die Polizei! Die Polizei!

In dieser mißlichen Lage wußte Doctor Drogue nicht, wohin er sich wenden sollte, da an ein Entkommen aus diesem zur äußersten Thüre andrängenden Knäuel nicht zu denken war, und er merkte gar bald, daß wenn ihn diese Gauner in ihrer Gewalt behielten, sie nicht säumen würden, ihn für den Thäter auszugeben, um die Dirne zu retten. Indem er so verlegen unter dem Haufen stand, näherte sich ihm eine Dirne, gab ihm einen leichten Schlag auf den Rücken und flüsterte ihm zu:

Habt Ihr Lust, mein Schatz, gehängt zu werden? Wenn Ihr den Sbirren entgehen wollt, so folgt mir; ich will Euch schon, bis jede Gefahr vorüber ist, verbergen.

Indem sie so sprach, faßte sie ihn beim Arme und führte ihn den Gang hinunter, über einen schmutzigen engen Hof; hier öffnete sie ein Pförtchen, und der Doctor sah abermals einen, jedoch etwas geräumigeren Hof vor sich, in dem ein Häuschen von sehr baufälligem, scheunenartigem Aussehen stand.

Hier, mein Schatz, sagte sie, können wir ganz ungestört bei einander sein; hier ist das Mysterium

unserer Alten. Hier hat Madame Michaud ihre Residenz.

Madame Michaud? fragte Doctor Drogue, auf welchen dieser Name einen ganz eigenthümlichen Eindruck zu machen schien.

Kennt Ihr, mein Goldmännchen, Mutter Michaud?

Nein; versetzte Doctor Drogue, aber ich kannte einen Mann in Paris, welcher diesen Namen führt.

Ganz recht, mein Goldmännchen, entgegnete die Dirne, Mutter Michaud ist eine Französin, eine Pariserin.

Verwandt vielleicht mit Herrn Michaud in Paris?

Gewiß, mein Schatz; sie sind Geschwister.

So; sagte der Doctor Drogue, der offenbar in keiner behaglichen Stimmung war, nun, es würde mich freuen, Mutter Michaud kennen zu lernen, aber ich kann mich hier nicht länger aufhalten.

Doctor Drogue wollte sich entfernen, aber obwohl er der Dirne ein Geldstück in die Hand drückte, hielt diese ihn doch fest.

Oho; sagte sie, so geht das nicht, mein Schatz. Mutter Michaud wird gleich kommen, Sie können ja nicht eher hinauskommen.

Wie? rief Doctor Drogue aus. Wir sind eingeschlossen?

Freilich, mein Goldmännchen.

Doctor Drogue untersuchte die Thür; sie war unverschlossen.

Du lügst ja; sagte er.

Geht nur immer zu, mein Männchen, geht nur zu; sagte die Dirne kichernd, geht, so weit Ihr kommen könnt.

Doctor Drogue würde dies auch ohne die Aufforderung der Dirne gethan haben; aber er mußte bald genug zu der Ueberzeugung kommen, daß er ein Gefangener war; denn die nächste Thür, welche er, als er das Zimmer verlassen hatte, öffnen mußte, war in der That abgeschlossen.

Wartet nur noch ein bischen, mein Goldmännchen; höhnte die Dirne, wenn erst der häßliche Paladino fort sein wird, dann kommt Mutter Michaud, und sie hat mir gesagt, daß ich Euch wohl hüten soll, mein Schatz.

Doctor Drogue erbleichte; er griff in seine Brusttasche und überzeugte sich, daß er seinen scharf geschliffenen Dolch, der sein steter Reisegefährte war, bei sich hatte; dann überblickte er die Oertlichkeit, in welcher er sich befand. Das Zimmer hatte nur ein einziges kleines Fenster, und dieses lag nach dem

Hofe hinaus. Doctor Drogue sah ein, daß er von der Außenwelt gänzlich abgeschlossen und daß er ganz allein auf seine eigene Kraft und Geistesgegenwart angewiesen war.

Höre, sagte er zu dem Mädchen, ich gebe Dir noch ein Goldstück, und wenn ich fortgehe, dann bekommst Du noch ein drittes, aber nur unter der Bedingung, daß Du, sobald die Mutter Michaud kommt, dieses Zimmer verläßt.

Sie kommt schon; sagte die Dirne aufhorchend.

In der That näherten sich Tritte, die Thüre wurde geöffnet und ein Weib, welches vielleicht kaum vierzig Jahre alt sein mochte, aber wie eine Alte von siebzig Jahren aussah, trat in das Zimmer.

Geh' hinaus, Lucinde; sagte sie, laß mich mit dem Herrn hier allein; aber bleibe draußen, die Thür ist geschlossen; laß Niemand ein, außer wenn Manillo kommt.

Doctor Drogue's blasses Antlitz wurde womöglich noch bleicher, als er diesen Namen nennen hörte.

Die Dirne verließ das Zimmer, indem sie dem Doctor Drogue einen spöttischen Blick zuwarf.

Nehmt's nicht für ungut, sagte Madame Michaud jetzt zu dem Doctor, Sie sind ein Franzose, Signore?

Keineswegs; versetzte Drogue, ich bin ein Genueser, und ich hoffe, daß ich mich jetzt ohne Beläsi-

gung von hier entfernen kann; natürlich werde ich bezahlen, was Sie verlangen!

Kein Franzose? entgegnete Madame Michaud. O, nicht möglich, Herr!

Nicht möglich? Warum sollte das unmöglich sein? Ein Mann, der Doctor Drogue heißt, ein Mann, der soeben von Paris kommt, ein Mann, der im griechischen Hause wohnt, das ist kein Genueser, mein Herr.

Gewiß nicht; sagte Drogue, der alle seine Ruhe und Besonnenheit wiedergewonnen hatte, der Doctor Drogue ist kein Genueser, sondern ein Franzose, und zwar ein echt Pariser Kind. Kennen Sie den Doctor Drogue, Madame?

Sehr gut.

Ich bezweifle es. Halten Sie mich etwa für den Doctor Drogue?

Die Frau blickte den Doctor so bösartig an, daß dieser vorsichtig einen Schritt zurücktrat.

Sie bezweifeln, daß ich ihn kenne; sagte sie dann, indem sie an eine alte, vom Wurm zerfressene Kommode trat und einen Kasten hervorholte, in welchem sich ein Album befand. Ich will Ihnen hier die Beweise meiner Bekanntschaft mit ihm geben.

Madame Michaud öffnete das Album.

Sehen Sie, sagte sie, so sah der Doctor Drogue aus, als er noch Student war.

Der Doctor sah sein Bild; er konnte nicht einen Augenblick mehr glauben, daß ihm sein Leugnen etwas nützen würde.

Und hier sehen Sie dieses Bild; so sah der Doctor Drogue aus, als er mit einer jungen Neapolitanerin Bekanntschaft machte, ihr ewige Treue schwor, sie verführte und dann in's tiefste Elend stieß. Kennen Sie diesen Menschen?

Das Gesicht der Frau verzerrte sich bei dieser Frage so entsetzlich, daß Doctor Drogue unwillkürlich den Griff seines Dolcher erfaßte.

Ich kenne diesen Menschen sehr genau; sagte er, ohne die geringste Unruhe zu zeigen.

Sie kennen ihn also? Nun, das ist mir lieb. Sie werden also wissen, daß dieses Bild den Doctor Drogue als jungen Mann von dreißig Jahren darstellt; jetzt ist er zweiundfünfzig alt. Ich kann Ihnen aber den Doctor auch in diesem Alter präsentiren. Sehen Sie hier.

Der Doctor Drogue lächelte sehr seltsam.

Er sah seine Photographie. Es waren noch nicht vier Wochen verflossen, seitdem er seinen Kunden seine Karten gesendet hatte; jedenfalls war eine davon in die Hände der Madame Michaud gerathen.

Sie sehen also, daß ich den Herrn Doctor Drogue eben so genau wie Sie kenne; sagte sie, den Doctor boshaft ansehend.

Sie scheinen in der That ein sehr großes Interesse an ihm zu nehmen; sagte dieser, denn ich würde es wohl vergebens leugnen, daß ich Doctor Drogue bin. Wünschen Sie vielleicht eine meiner Wunder-Essenzen, ein Schönheitsmittel, einen von meinen Verjüngungsbalsamen?

Ein Verjüngungsbalsam! rief Madam Michaud. Ei, ja, doch. Sie haben sicher eins von Ihren Schönheits- und Verjüngungsmitteln bei sich, mein lieber Doctor Drogue. Das ist es eben. Ich habe schon längst nach Ihren wunderbaren Mitteln geschmachtet. Sehen Sie, mein lieber Doctor, ich bin rasend verliebt, und der Mann, den ich liebe, ist so kalt — ich bin ihm nicht jung und nicht schön genug. Ha, ha, ha!

Das Weib begann zu lachen; so ruhig Drogue sich auch zu bleiben bemühte, ging es ihm doch durch Mark und Bein.

Ich habe keines von meinen Mitteln bei mir; versetzte er, aber wenn Sie mich nach meiner Wohnung begleiten wollen —

Madame Michaud sah den Doctor mit einem tödtlichen Blicke an.

O, nicht doch, mein lieber Doctor; sagte sie, vielleicht können Sie ohne Ihre Essenzen und Salben mir helfen. Ich brauche ja nur um zwanzig Jahre jünger zu werden, und dann kommt die Schönheit schon von selbst; ich will Ihnen das Modell zeigen, nach welchem Sie sich richten können.

Madame Michaud schlug abermals ein Blatt in ihrem Album auf, und nun sah der Doctor Drogue das Bild eines zwanzigjährigen Mädchens; es war das Bild einer Juno.

Doctor Drogue blickte es aber nur flüchtig an.

Ei, ei, Doctor, Sie scheinen das Bild nicht hübsch zu finden; sagte Madame Michaud.

Im Gegentheil, sehr hübsch; entgegnete Drogue.

Das Original, mein lieber Doctor, lebte vor zwanzig Jahren in Paris; es war ein armes, aber anständiges Mädchen, die Tochter eines einfachen, aber ehrlichen und wohlhabenden Handwerkers. Dieses Mädchen lernte einen jungen Mann kennen, der sich die Jugend und Unerfahrenheit des armen Mädchens zu Nutze machte; das unglückliche Mädchen wurde von dem sehr strengen Vater verstoßen. Statt bei der Armen zu bleiben und sie zu trösten, verließ der elende Verführer sein unglückliches Opfer.

O, sagte der Doctor, einer von den gewöhnlichen

Liebesromanen, die in Paris und anderswo alljährlich zu Tausenden spielen.

Eine ganz gewöhnliche Liebesgeschichte; sagte Madame Michaud, sehr wahr, sehr recht, mein lieber Doctor; werden nie aussterben, diese gewöhnlichen Liebesgeschichten; vererben sich vom Vater auf den Sohn, vom Onkel auf den Neffen. Nun, den armen Opfern kann man es aber wohl nicht verargen, mein lieber Doctor, wenn sie sich in diese Sitte nicht immer finden können. So ging es dem armen Mädchen, dessen Bild Sie hier sehen. Den Dolch verborgen auf der Brust, suchte sie den Elenden auf; aber sie verwundete ihn nur, statt ihn zu tödten. Eine fünfjährige Kerkerhaft war die Frucht ihrer verunglückten Rache.

Madame Michaud schlug abermals ein Blatt ihres Albums um, und es zeigte sich ein Mädchen, welches in einer Gefängnißzelle saß und weinte.

Der Sohn des Gefängnißaufsehers war ein Photograph; fuhr Madame Michaud fort, er verliebte sich in die entehrte Gefangene und bat sie um ihre Hand. Er wollte mit ihr nach Amerika gehen und ihre Entehrung und ihre Schande mit seinem Namen auslöschen; aber sie fragte ihn, ob er sie an dem Schändlichen, der sie um ihr schönstes Glück betrogen, rächen wolle, und da er vor der That zurückbebte,

so nahm die Gefangene seine eheliche Werbung nicht an. Nachdem sie ihre Strafzeit verbüßt hatte, fand die unglückliche Geschändete in einer der elendesten Spelunken ihr Unterkommen; sie fand Gnade in den Augen eines der scheußlichsten Bösewichte. Er versprach und gelobte, ihr Genugthuung zu verschaffen. aber die That gelang ihm nicht besser, als seiner Geliebten; man bemächtigte sich seiner und brachte ihn in's Bagno von Toulon.

Inzwischen war der Vater des unglücklichen Mädchens aus Gram gestorben, und seine verstoßene Tochter verließ in Gesellschaft einer vagabundirenden Schauspielergesellschaft Paris und Frankreich. Sie durchzog Italien und kam zuletzt nach Neapel, wo sie einen der scheußlichsten Verbrecher, welcher erst vor kurzer Zeit das Bagno verlassen hatte, heirathete. Der Mann machte gute gute Bekanntschaften, leistete der Polizei nicht geringe Dienste, und so wurde es ihm nicht schwer, die Mittel zur Begründung einer Tabagie zu erlangen, in welcher hauptsächlich Verbrecher und das verruchteste Gesindel von Neapel verkehren. Aber der Herr dieser Tabagie ist ein mächtiger Mann; er vermag mehr als der König — Neapel zittert vor ihm.

Und wer ist Ihr Mann? fragte Doctor Drogue.

Sehen Sie sich das folgende Blatt an; sagte Madame Michaud.

Doctor Drogue schlug um.

Das ist Pietro Manillo; sagte Doctor Drogue.

Ganz richtig, es ist Pietro Manillo, und Sie sind Doctor Drogue, und ich —

Nun, Sie sind Madame Michaud.

Madame Michaud! — O, ich glaube wohl, daß Sie das Mädchen von St. Pelagie vergessen haben.

Keinesweges; versetzte der Doctor Drogue, ich weiß, daß Sie es sind; aber wollen Sie wegen der Vergangenheit mit mir rechten, Madame? Ich bin ein Anderer geworden, Sie eine Andere, Madame; ist es nicht vernünftiger, unsere reifere Lebensanschauung fruchtbar für den Rest unseres Lebens zu machen? Oder ziehen Sie es vor, Ihrem Hasse gegen mich Ihre bessere Einsicht unterzuordnen?

Madame Michaud richtete sich kerzengrade auf; ihre Augen begannen zu funkeln.

O, ich weiß; sagte sie, Sie sind der Mann der Nützlichkeit und des Genusses; Sie kennen keinen Haß und keinen Grimm; diesen Gefühlen würden Sie niemals einen Menschen opfern, wenn es nicht noch einen andern Nutzen gewährte; Ihnen sind die Menschen nichts als Puppen, die Sie nach den Vortheilen

schätzen, welche Sie von ihnen ziehen. Aber ich hasse. Ja, Doctor Drogue, ich hasse eben so grimmig, wie ich geliebt habe. Sie haben mich in den Sumpf gestoßen, in dem Sie mich jetzt finden; die gemeinsten Gassendirnen sind meine tägliche Umgebung; die Hefe der Gesellschaft ist das Element, in welchem ich mich bewege — und Sie sind es, der mich in diesen Pfuhl der Schande, in diese Erniedrigung gestoßen hat — Sie Elender!

Der Doctor Drogue hatte sich in seinem Leben schon in so mannichfachen verwickelten und gefährlichen Verhältnissen befunden, daß er nicht so leicht seine Kaltblütigkeit und Ruhe verlor, auch war er auf diese Scene so ziemlich gefaßt, seitdem er wußte, daß er in die Spelunke der Michaud gerathen; aber er fühlte es doch, daß er sich jetzt in einer der gefährlichsten Lagen befand, in der sich ein Mann selbst seiner Art befinden konnte, und seine Hoffnung eines glücklichen Ausganges beruhte mehr auf Manillo's Mitwirkung, als auf seiner Ueberredungskraft dieser grimmigen Frau gegenüber.

Wollen Sie denn durchaus die Vergangenheit aus ihrem Todesschlummer wecken? sagte er. Ich weiß, daß ich gegen Sie nicht gut gehandelt habe, aber Hunderte und Tausende von Männern haben gehandelt und handeln noch immer eben so wie ich;

wenn sich jedes verlassene und verrathene Mädchen die Sache so sehr zu Herzen nehmen würde — was sollte aus der Welt werden, Madame? Sie sagen mir, Sie leben in einem Pfuhl von Schande und Erniedrigung; nun, wohlan, ich kann Sie aus diesem Pfuhle herausreißen; ich kann Sie zu einer anständigen Stellung emporheben; ich kann das Unrecht, welches ich an Ihnen begangen, wieder gut machen —

Doctor Drogue war im besten Zuge und wollte fortfahren, den Haß der erbitterten Frau durch eine Schilderung der ihr bevorstehenden schönen Zukunft zu besänftigen, aber ein höhnisches Lachen, in welches die Michaud jetzt ausbrach, machte ihn verstummen.

Ich brauche Ihren Beistand nicht; sagte sie dann nach einer entsetzlich peinlichen Pause, ich bin mächtig und angesehen genug; meinem Winke gehorchen Tausende von Armen. Sie denken mich zu ködern — lächerlich, Doctor Drogue; Sie können mir Berge von Gold und den schönsten Thron der Welt versprechen — ich würde mich dadurch nicht reizen lassen. Auf diesen Tag, auf diese Stunde habe ich zwanzig Jahre mit heißer Sehnsucht gewartet; und jetzt glauben Sie, könnte ich so thöricht sein, meinen Haß zu vergessen und meine Rache aufzugeben? — O, das wäre zu kindisch, mein lieber Doctor Drogue.

Nun, was wollen Sie denn mit mir beginnen? platzte Drogue heraus.

Das wird sich finden, mein lieber Doctor; darüber wollen wir mit einander berathen; meine Lazzaroni haben Phantasie; sie werden auf nichts Gewöhnliches kommen. Sie leiblich zu quälen, fällt mir nicht ein. Danton's Hölle wollte mir niemals gefallen; was sind Körperqualen? — Diese Art Qualen stumpfen sich ab oder sie reiben den Körper auf; ich will sie nicht quälen, mein lieber Doctor. Sie sind ein geistreicher Mann, Sie werden mir Recht geben. Warten Sie, meiner Lucinde wird die Zeit lang und ich habe zu thun. Sie mag Ihnen jetzt Gesellschaft leisten; sie kann die Nacht bei Ihnen bleiben, mein charmanter Doctor. Wir sprechen uns morgen.

Sie beabsichtigen wirklich, mich hier zurückzuhalten? rief Doctor Drogue aus.

Gewiß, mein lieber Freund, Sie werden nicht mehr fortgehen von meiner Seite; wir werden von nun an mit einander leben und mit einander sterben, wie es sich für ein Paar alte Liebende schickt.

Nun, ich werde dabei wohl auch noch ein Wort mitzureden haben! rief der Doctor zornig aus.

Das würde Ihnen nichts helfen, lieber Freund; Sie sind ja in meiner Gewalt.

Was nennen Sie in Ihrer Gewalt? fragte Doctor Drogue.

Das ist ja selbstverständlich, mein Freund; Sie haben keinen freien Willen, Sie können nicht thun, was Sie wollen, sondern Sie müssen thun, was ich will.

Nun, es wird doch in Neapel eine Polizei geben! rief Drogue aus.

Gewiß! Aber die Polizei ist Pietro Manillo, die Polizei bin ich!

Sie prahlen mit einer Macht, die Sie nicht besitzen; entgegnete der Doctor, wenn Sie bei der Polizei in einem so großen Ansehen ständen, daß Sie ungestraft Verbrechen begehen könnten, dann würde sie nicht bei Ihnen eingedrungen sein.

Ei, warum nicht? Es geschah mit meinem Willen. Eine Dirne hat einen Mord begangen, einen schändlichen und nichtsnutzigen Mord, und ich sollte sie in Schutz nehmen?

Dann brauchte ich auch nicht zu fürchten, daß man die That auf mich wälzen würde?

Gewiß nicht; aber es war gut so; auf diese Weise konnte ich Sie ohne Anwendung von Zwangsmitteln hierher bringen.

Sie erkannten mich also sofort, als ich in die Stube trat?

Sofort, mein Lieber.

Aber es war doch Zufall, daß ich in Ihre Spelunke eintrat?

Auch ohne diesen Zufall wären Sie mir gewiß gewesen.

Wirklich? Haben Sie Pläne gemacht?

Freilich; und diese Pläne werden jedenfalls ausgeführt werden.

Wissen Sie vielleicht etwas von meinem Neffen?

Von Favre?

Jawohl; er ist seit einigen Tagen unsichtbar geworden, und ich kam deshalb zu Euch, um seine Spur zu finden; man hat mir gesagt, daß in Ihrem Lokale Alles zu erfahren sei.

Und Sie kamen — aber Sie kannten Madame Michaud nicht?

Freilich kannte ich Sie; aber Ihr Name war nicht genannt, sondern nur die Oertlichkeit Ihrer Taverne mir bezeichnet worden.

Nun, so geschieht's gewöhnlich; mein Gewerbe ist berühmter oder berüchtigter, wenn Sie wollen, als ich; mein Name wird selten genannt. O, trösten Sie sich; wir würden jedenfalls wieder mit einander in Berührung gekommen sein, mein Freund.

Doctor Drogue trat an die Thür; er fand sie verriegelt.

Es ist also Ihr Ernst, mich hier zurückzuhalten? fragte Doctor Drogue. Sie wollen sich mit mir nicht im Guten verständigen?

Der Doctor Drogue nahm bei diesen Worten eine sehr drohende Miene an.

Wozu diese Frage, mein Freund? versetzte Madame Michaud. Ich habe Ihnen bereits meine Ab-Absichten und Entschlüsse zu erkennen gegeben.

Gut; sagte Doctor Drogue, indem er seinen Dolch zückte, so mögen Sie denn wissen, daß ich hier eine Waffe habe, die Jedem den unfehlbaren Tod bringt, der von ihr berührt wird. Sie kennen mich; ich brauche Ihnen meinen Charakter nicht zu enthüllen; der Ihrige hat sich mir jetzt enthüllt; ich habe ihn früher allerdings nicht zu würdigen gewußt. Wollen Sie ein Bündniß mit mir eingehen — wie durch Zauber, entreiße ich Sie Ihrer elenden Umgebung, versetze Sie in die Salons von Paris; Sie sollen wie eine Fürstin leben; Reichthümer Ihnen in Fülle zu Gebote stehen. Denken Sie nicht, daß ich Ihnen prahlerische Versprechungen mache, die ich nicht erfüllen kann. Ich bin mit den besten Freunden des Kaisers nahe verbunden; ich habe einen wenn auch unsichtbaren und indirecten, aber dennoch mächtigen Einfluß auf die Kaiserin; vergessen Sie die Thorheiten und Sünden eines Jünglings; es wird besser

für Sie sein; gewiß, Sie werden gut dabei fahren. Ueberlegen Sie kurz und fassen Sie einen vernünftigen Entschluß.

Mein Entschluß ist gefaßt; entgegnete Madame Michaud, ich habe kein Verlangen nach Ihren Herrlichkeiten, nach den Pariser Salons, nach Reichthümern und Glanz; ich habe meine besten Jahre im Elende und im Schmutze verloren und will jetzt über meine Sphäre nicht hinaus. Sie bleiben bei mir, lieber Doctor; ich fürchte Ihren Dolch und Ihr Gift nicht; wenn Sie mich tödten, würde meine Rache um so furchtbarer werden, denn an ein Entkommen Ihrerseits ist nicht zu denken, und Manillo ist durch einen entsetzlichen Schwur gebunden, meinen letzten Willen auszuführen.

Nun, auch ich fürchte mich nicht; sagte der Doctor Drogue, wer sich mir naht, ist des Todes; ich bedarf nicht einmal meines Dolches. Doch seien Sie vernünftig, Marianne, ich kann Ihnen wirklich große Dienste leisten.

Sie mir? höhnte Madame Michaud. Sehen Sie denn nicht, daß Ihr Kopf in meiner Hand? Weiß ich denn nicht, weshalb Sie nach Neapel gekommen sind? Sind Sie nicht ein Emissär, und haben Diejenigen, welche Sie gesendet, nicht die Intention, den König Ferdinand seiner Krone zu be-

rauben? O, es werden nicht zwölf Stunden vergangen sein, und alle Ihre Mitverschworenen sitzen in Banden. Wir wissen Alles.

Der Schwächling! stieß Doctor Drogue unwillkürlich hervor.

Sie glauben, daß Ihr Neffe geplaudert hat? fragte Madame Michaud; im Gegentheil, die ärgste Folter würde ihm keine Silbe entreißen; denn — ich will es Ihnen nur gestehen — Ajossa hat ihn zwischen seinen Klauen.

Wer hat uns denn verrathen? rief Doctor Drogue außer sich.

Während der letzten Unterredung hatte sich Madame Michaud der Thür genähert und so leise gepocht, daß Doctor Drogue es nicht beachtete. Jetzt öffnete sich plötzlich die Thür, Madame Michaud verschwand — und Doctor Drogue befand sich allein.

Madame Michaud sah Manillo vor sich stehen, als sie nach der Treppe schritt.

Gut, daß Du kommst, Manillo; sagte Madame Michaud, drinnen ist der Mann, dessen Leben mein und Dein ist, der Doctor Drogue; aber nimm Dich in Acht, er hat einen vergifteten Dolch bei sich.

Dem Doctor Drogue soll kein Haar gekrümmt werden; versetzte Manillo.

Bist Du toll? rief Madame Michaud aus.

Ich sage Dir, es ist gut, daß wir ihn haben; versetzte Manillo, denn Ajossa bekommt ihn nicht.

Ich verstehe Dich nicht, Manillo; ist Drogue etwas Anderes, als Favre und Groiola?

Ich sage Dir, es ist gut, daß wir ihn haben; wir lassen ihn am Leben, wir retten ihn; aber er soll uns seine Rettung bezahlen.

Was hast Du denn? fragte Madame Michaud erstaunt.

Ich soll im Auftrage des Polizeiministers nach Paris; entgegnete Manillo, das griechische Haus ist soeben gründlich durchsucht worden; ich habe natürlich dabei geholfen; man hat Papiere gefunden, die auf eine weitverzweigte Verschwörung hinweisen, bei welcher Napoleon selbst betheiligt ist — und ich soll nach Paris, um ein Todesurtheil zu vollziehen.

An wem? fragte Madame Michaud.

An dem Kaiser!

Manillo, rief Madame Michaud aus, das ist eine Thorheit!

Es ist keine Thorheit. Louis Napoleon hat die bestimmte Absicht, Emanuel zum Könige von ganz Italien zu machen; das Bündniß mit Cavour ist geschlossen. Nur Wenige wissen die Vorgänge. Doctor Drogue und Madame Verron haben eine geheime

Sendung; von hier wollten sie sich nach Turin begeben.

Madame Michaud lachte laut auf.

Warum verhöhnst Du mich? fragte Manillo finster.

Weil Du mir da Neuigkeiten erzählst, die jedes Kind in Neapel kennt.

Jedes Kind in Neapel? Oho!

Und was Napoleon anbetrifft, so braucht Ajossa Dich nicht dazu — dafür sorgt Mazzini.

Unsinn!

Ich sage Dir, dafür sorgt Mazzini. Ich sehe übrigens nicht ein, warum Du den Doctor Drogue schonen willst? Ich will ihn in den Bagno haben, den Schuft. An seinem Tode ist mir natürlich nichts gelegen — ich weiß, daß die Galeerenkette die entsetzlichste Strafe ist. Ich will ihn vier Wochen foltern und quälen nach Herzenslust, und dann soll er auf die Galeere; nur um diesen Preis mache ich Ajossa meine Mittheilungen. Sage ihm das.

Zum Teufel — ich soll ja nach Paris.

Es ist Unsinn, sage ich, Manillo! Laß Ajossa zu mir kommen; er wird etwas zu hören bekommen.

Wenn Du etwas weißt, sagte Manillo, desto besser; behalte es für Dich; warum soll ich nicht nach Paris gehen? Ich bin es satt, Ajossa's Hand

zu sein. Maniscalco hat mich auch auf's schnödeste beleidigt. Durch mich ist er groß geworden; ich habe ihn zum Könige der Lazzaroni gemacht — aber er will mich jetzt verachten; und nun wollen sie mich nach Paris schicken, um mich auf's Blutgerüst zu bringen. Das weiß ich; aber ich will dennoch gehen.

Pietro, sagte Madame Michaud, ich glaube, Du spielst eine zweideutige Rolle.

Zweideutig? Habe ich nicht mit Maniscalco einen Vertrag gemacht, daß meine Anordnungen stets respectirt werden sollen? Das ist aber diese Nacht nicht geschehen. Obwohl Alfons von Verron ganz unschuldig ist und obwohl er unter meinem Schutze steht, soll er doch verhaftet werden und Ajossa verweigert seine Freigebung.

Und die Tänzerin Marla? fragte Madame Michaud.

O, der thut man nichts, die läßt man ungestört im griechischen Hause. Sie wird sogar ein Engagement an dem königlichen Theater erhalten.

Nun, dann wird Alfons von Verron auf ihre Fürbitte auch freigelassen werden, und sie wird für ihn bitten.

Zum Teufel, es ist genug, wenn ich für ihn spreche.

Unterdrücke Deinen Zorn, Manillo; überwerfe

Dich mit so mächtigen Männern, wie Ajossa und Maniscalco, nicht.

Durch wen sind sie mächtig geworden?

Allerdings durch Dich; aber jetzt sind sie es, sie können Dich verderben.

Das weiß ich. Wenn ich Schätze gesucht hätte, würde mir ihre Freundschaft sehr wichtig sein; aber was ich verdient, habe ich stets mit vollen Händen wieder ausgestreut, um die Lazzaroni zu meinen Freunden zu haben; sie und ich — wir sind es, die König Ferdinand gerettet; wir sind die Stütze seines Thrones, wir sind seine Großen.

Eben deshalb mußt Du mit den Mächtigen in Freundschaft bleiben. Wie also lautet Dein Auftrag?

Nun, wie ich gesagt habe; ich soll nach Paris gehen, mich mit den dortigen Republikanern verbinden, nöthigenfalls sogar nach London reisen und selbst nicht davor zurückschrecken, Mazzini die Hand zu drücken, und eine Verschwörung gegen das Leben des Kaisers Napoleon in Scene setzen. Entweder, so rechnen unsere Freunde, wird Napoleon, und somit der größte Feind Ferdinand's II., beseitigt, wenn das Attentat gelingt; oder gelingt es nicht, dann wird der Kaiser es nicht mehr wagen, mit legitimen Königen anzubinden.

Und was gedenkst Du zu thun?

Ich werde um eine Audienz bei dem Könige bitten; verhilft mir Ajossa dazu und thut mir der König meinen Willen, dann ist es gut; wo aber nicht — nun, dann stelle ich mich so, als ginge ich darauf ein, und verkaufe meine Wissenschaft an Napoleon.

Und denkst Du, Manillo, man wird es nicht in Paris wie in Neapel mit Dir machen, man wird Dich nicht wie ein Stück nichtsnutziges Zeug beiseite werfen, wenn man Dich nicht mehr gebraucht? Hier bist Du immer ein mächtiger, einflußreicher Mann; wenn Du die Lazzaroni rufst, dann schaaren sie sich uuu Dich und gehorchen Dir.

Jetzt braucht Ferdinand die Lazzaroni nicht mehr; versetzte Manillo, und Maniscalco braucht mich nicht mehr. Ich befürchte, daß dieser Mann darauf sinnt, mich beiseite zu schaffen. Er läßt mich entweder verschwinden oder geradezu in ein Bagno sperren. Er kann ja jetzt Alles, dieser Mann. Ich weiß, daß er mich haßt, so freundlich er auch gegen mich thut.

Ich sage Dir, Manillo, er wird Dich nicht anzutasten wagen; gehe zu ihm hin und sage ihm, daß ich ihn zu sprechen wünsche, natürlich an unserem gewöhnlichen Zusammenkunftsorte in der Ruine, und zwar in der nächsten Nacht. Die Marla wird auch kommen; und diesen Zettel hier gieb Alfons von Verron.

Was schreibst Du ihm?

Lies selbst.

Dummes Zeug; Du weißt ja, daß ich kein Gelehrter bin.

Was auf dem Zettel steht, wirst Du lesen können.

Manillo blickte auf den Zettel.

Was soll das? Es ist ja ein leeres Stück Papier; sagte er dann.

Madame Michaud lächelte.

Uebergieb dieses Stück Papier Herrn Alfons von Verron, entgegnete sie, und sage ihm weiter nichts, als er möge es lesen.

Er möge es lesen? rief Manillo verwundert aus.

Thue, wie ich Dir sage; Du weißt, welchen Vertrag wir mit einander abgeschlossen, und wir werden ihn ehrlich halten. Nicht so, Manillo?

Ich denke; aber Du bist ein verteufelt seltsames Weib.

Also gehe, Manillo.

Und willst Du wirklich den Doctor Drogue auf die Galeere bringen? fragte Manillo. Ich muß Dir sagen, Marja, daß ich den Mann gern retten möchte; er ist sehr klug und man kann ihn gebrauchen; ja, ich weiß, daß ich mich mit Ajossa und Maniscalco erzürnen werde, und an dem Doctor Drogue würden wir Beide eine Stütze haben.

Gehe, Manillo; Doctor Drogue kann uns nichts nützen; wenn ich nach Paris gehen wollte, würde ich einen andern Anhalt haben, dann würde ich von Rom aus die größte Unterstützung erlangen; aber nichts wäre im Stande, meine Rache von diesem Manne abzulenken. Gehe!

Hat es nicht Zeit bis morgen? fragte Manillo. Was soll ich noch so spät bei Herrn von Verron?

Er wird wachen, Manillo, und er erwartet Dich.

Das ist wahr, ich stehe in seinen Diensten; aber er wird mich schwerlich jetzt bezahlen können.

Im Gegentheil, jetzt besser als je. Gute Nacht, Pietro.

Manillo entfernte sich jetzt.

Madame Michaud folgte ihm einige Minuten später; sie ging in das Zimmer hinab, wo Doctor Drogue sich zuerst befunden. Hier sah es sehr verändert aus. Es war still und ruhig; nur wenige Personen waren noch anwesend, einige Dirnen und Männer, welche mit einander schäkerten und sich unterhielten. Noch sah man Blutspuren auf der Erde, welche an das Ereigniß des Abends erinnerten. Madame Michaud schien, als sie unter diese lüderliche Gesellschaft trat, eine ganz andere zu werden; ihre Haltung, ihr Benehmen, selbst ihre Stimme schien sich umzuwandeln; sie sah älter und häßlicher

aus; ihr Ausdrucksweise wurde flach und gemein. Offenbar sprach sie französisch wie eine gebildete Person, während sie das Italienische in dem gemeinen Volkston der Lazzaroni sprach.

Amina, sagte sie zu einer alten, abscheulich häßlichen Dirne, ein guter Freund erwartet Dich. Komm'!

Amina verließ die Stube; Madame Michaud ließ sie hinaufgehen und sagte oben zu ihr:

Du sollst diese Nacht einem Manne Gesellschaft leisten, der sich wahrscheinlich nicht sehr galant gegen Dich benehmen wird. Desto besser. Je kälter und mürrischer er sich zeigt, desto ausgelassener sei Du. Kehre Dich nicht an sein Benehmen.

Madame Michaud öffnete die Thür, welche jetzt zu Doctor Drogue's Gefängniß führte, schob die Dirne hinein und schloß wieder.

Sie stand eine Weile horchend da.

Doctor Drogue fluchte entsetzlich; er schien sich gegen die häßliche zudringliche Dirne wie gegen ein ekelhaftes Insect zu wehren, aber es half ihm nichts. Man konnte hören, in welche Verzweiflung er gerieth.

Madame Michaud lachte diabolisch. Dann ging sie zu Bette.

Es ward in dem myste[illegible]ch stille; die Welt hatte keine Ah[illegible] daß das

Schicksal Europas, daß die verhängnißvolle Politik des mächtigsten Mannes der Welt von dieser Spelunke aus den Anstoß erhielt und dirigirt wurde.

Man hat Recht, zu sagen:

Nicht die großen — die kleinen Menschen regieren die Welt.

III.

Von Neapel nach Paris.

Wir müssen einen Blick auf die politische Constellation dieser Tage werfen, ohne welche überhaupt die Beichte nicht verstanden werden kann, zu welcher wir Paris, das Empire, zwingen.

Madame Michaud, die Bordellwirthin, und Madame Michaud, die Leiterin eines vornehmen Pensionats — wahrlich, dieses merkwürdige Doppelgesicht kann man nur begreifen, wenn wir die vielfach verschlungenen Fäden unserer Geschichte mit Aufmerksamkeit verfolgen.

Groiola und Falconi; — Jesuitismus und Demokratie; — welche Gegensätze! Ein Glück für die Menschheit, daß diese Gegensätze bestehen. Hätte die Demokratie die Organisation der Jesuiten, oder hätte der Jesuitismus statt des crassesten Absolutismus mehr demokratisches Element — das Menschengeschlecht müßte an seiner Zukunft verzweifeln.

Auf Falconi's Anstiften waren Groiola und Giuditta, welche er sehr gut erkannt hatte — denn der Marchese Brugazi, früher ebenfalls Carbonari, hatte sich später Falconi angeschlossen und mit ihm Freundschaft geschlossen — an ihrer Flucht behindert und nach Rom zurückgebracht worden.

Man wollte von Groiola Geständnisse; aber der Mann, der die reißenden Thiere der Steppen gezähmt, vermochte auch über seine körperliche Pein zu siegen. Der Unglückliche wurde der entsetzlichsten Tortur unterzogen; ohne zu erröthen, vermag kein anständiger Mensch von dieser Art Tortur zu reden; der Schmerz war entsetzlich; Groiola schloß leichenblaß die erloschenen Augen — aber kaum einen Seufzer vermochten ihm die Qualen zu entreißen.

Die Henker sahen sich verlegen an; ihre Kunst hatte ein Ende. Was nun? Antonelli wollte Bekenntnisse; sein blutiger Sinn trachtete nach anderen Opfern, Rom strotzte von Verschwörern, Antonelli wollte sie zwischen seine Klauen haben.

Aber Groiola blieb stark; seine Sinne schwanden ihm; der physische Schmerz übermannte ihn, jeder Nerv erbebte, seine Muskeln zogen sich krampfhaft zusammen, er lag da wie ein Sterbender in den letzten Zuckungen, aber die Henker vermochten ihm nicht einen einzigen Namen zu entreißen.

Die Mittel der Tortur waren jedoch noch keineswegs erschöpft. Meister Taffin war inzwischen mit seinem Cavaletto fertig geworden. Es ist wahr, die Chinesen zerstückeln ihre Verurtheilten, aber es sind Heiden. Andere Barbaren braten und fressen ihre Gefangenen, martern sie auf haarsträubende Weise, aber schickt die römisch-katholische Kirche nicht deshalb ihre Missionäre zu ihnen, um diese Barbaren zu menschlichen Empfinungen heranzubilden, und mit dem Evangelium, das Liebe, Milde, Barmherzigkeit lehrt, bekannt zu machen? Sind diese Missionäre nicht in China, Japan, Sudan, bei den Rothhäuten und Gott weiß wo, in den entferntesten, uncultivirtesten Winkeln der Erde? O, bleibt daheim! Seht Ihr nicht, was bei Euch selbst, was unmittelbar am Throne der heiligsten Majestät noch zu thun ist? — — Warum, Ihr Chinesen, Ihr Rothhäute und Kannibalen, sendet Ihr keine Missionäre nach Rom? Vielleicht, daß die Priester dort, daß der rothe Kardinal doch noch etwas Menschlichkeit und evangelische Liebe von Euch lernen können.

Nein, der arme Groiola saß nicht auf dem curulischen Sessel.

Meister Taffin hatte Se. Eminenz den Herrn Antonelli wohl verstanden; das Ding war verteufelt pfiffig gemacht; zwischen den Zähnen eines Hayfisches

mußte es sich sanft ruhen im Vergleiche zu dem Sitze auf diesem spitzen Blocke, zumal wenn eiserne Gewichte mit Centnerschwere an die Füße gebunden wurden!

Armer Groiola! Du bist mit Deinen reißenden Bestien menschlicher umgegangen!

Aber der Triumph ist dennoch auf Deiner Seite. Du hast das furchtbare Jesuitenwort „Sei wie ein Leichnam!“ nicht vergessen; Du bist wie ein Leichnam; Deine eiserne Seele beherrscht Dein Fleisch und Bein — Du bist kein Verräther!

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Was war inzwischen aus Giuditta geworden?

Der Inquisitionspalast in Rom öffnet noch heute seine dunklen Pforten, um seine Opfer aufzunehmen. Es gehört nicht viel dazu, um den weißen Männern in die Hände zu fallen. Es genügt, die Bibel zu lesen oder gar zu besitzen, denn die Bibel, das heilige Buch, das Evangelium zu lesen, ist dem rechtgläubigen Volke auf's strengste verboten. Aber trotzdem scheut die heilige Inquisition sich nicht, ihre finsteren, entsetzlichen Kerker mit Bibelstellen zu schmücken. Wie Dante's Hölle über ihrem Eingange eine Ueberschrift trägt, furchtbar genug, daß es nichts Furchtbareres für den Menschen geben kaun — so die Kerker der Inquisiton.

Durchschreitet man das vordere Haus, in welchem die Inquisitoren mit ihren Familiaren wohnen, geht man über einen Hof durch den kleinen Gang eines Quergebäudes, und dann abermals über einen Hof, dann endlich starren den Wanderer die finstern Mauern der Gefängnisse des Sacro Officio an.

Die Folter- und Marterkammern, die Mauervertiefungen für die lebendig Begrabenen, die eisernen Ringe an den Mauern, die Stätten, wo so mancher Märtyrer auf dem Scheiterhaufen verendet, das Alles hat der Zahn der Zeit noch nicht zerstört. Schwer wird es einem Unbefugten, in diese grauenvollen Stätten einzublicken, wo das Dogma, der Fanatismus noch heute Wache hält. In der Rotonde des Coliseums, wo sich das Kreuz erhebt, da wird uns jeder Priester gern erzählen, welchen Martern die ersten Christen preisgegeben, wie sie im Kampfe mit den wilden Bestien zerfleischt und zerrissen worden. Erzählt man uns auch in den traurigen Zellen dieses dunklen Hauses von den Leiden Derjenigen, die hier modern?

Könnten die Wände das erlebte Weh in die Welt hineinschreien! — Und Rom nennt sich den Stolz der Gläubigen, den Fels Christi gegen die kalte Negation des grämlichen Protestantismus.

1848 wurden diese traurigen Gefängnisse von

dem Volke erstürmt. Dann kamen die Franzosen, die Legionen desjenigen Mannes, welcher achtzehn Jahre früher mit der Fahne der Carbonari gegen Rom losmarschirte. Dann kam der Papst wieder, sein Antonelli, die schwarzen und die weißen und die bepurpurten Männer, sie Alle kamen wieder, und auch die Kerker der Inquisition sind wieder lebendig geworden.

Als Giuditta über die Höfe geführt oder vielmehr geschleppt wurde, war es finstere Nacht. Die matt brennende Leuchte des Gefängnißwärters, eines Laienbruders der Dominikaner, der die Ohnmächtige in die Kerkerzelle stieß, warf ihr fahles Licht auf die Thür und die Wände; da standen die furchtbaren Worte über der Thür:

„Du wirst verflucht sein, wenn Du eingehst, und verflucht, wenn Du ausgehst!“

Giuditta sank auf's Bett.

Was sie so muthlos gemacht, war nicht das eigene, sondern das muthmaßliche Geschick Groiola's. Sie wußte wohl, daß in den Gefängnissen der Inquisition nicht mehr so grausam wie ehemals verfahren wurde, und daß jetzt aller Fanatismus sich gegen die politischen Gefangenen kehrt. Sie mußte es sogar als eine gegen sie geübte Gnade betrachten, daß sie nicht wie Groiola dem weltlichen Gerichte

überliefert worden war. Aber Groiola's Los, das wußte sie ebenfalls, konnte nicht entsetzlicher sein. Sie kannte die römische Justiz zu genau. Langsames Vermodern im Carcere Nuovi oder Galeerenstrafe — das nur konnte jetzt sein Geschick sein.

Sie verbrachte eine entsetzliche Nacht, einen traurigen Tag. Wenn sie das feierliche Geläute der Glocken hörte und dann denken mußte, welche Gerechtigkeit dieses weihwedelnde, betende, vor dem Kreuze und dem Papste in den Staub niedersinkende Rom an einer höher beschwingten Seele, an einem nach Freiheit dürstenden Manne übte, dann durchrieselte sie es eisig kalt.

Wann werden Vatican und Petersdom Symbole der Freiheit sein?

Was haben zitternde Hände an diese stummen öden Wände geschrieben, zwischen welchen nun auch Giuditta's Zähren flossen? Welch ein Contrast zwischen den Lapidarflüchen der Priester draußen und den Klagen und Tröstungen der zagenden Seelen, die ihnen das Wort Gottes drinnen gab.

Da stand:

„Du bringst die Lügner um; der Herr hat Gräuel an den Blutgierigen und Falschen.

Ihr Rachen ist ein offenes Grab; mit ihren Zungen geißeln sie."

An einer andern Stelle stand:

„Du prüfest mein Herz und besucheſt es des Nachts, und läuterſt mich und findeſt nichts. Ich habe mir vorgeſetzt, daß mein Mund nicht ſoll übertreten.“

Wer hatte dieſe Stelle aus den Pſalmen hier niedergeſchrieben? Wer war der arme Märtyrer? Die Schrift war noch lesbar, vielleicht ſchon Jahrhunderte alt. Verbrannte vielleicht die Hand, die es geſchrieben, in der Flamme eines Autodafè?

Den folgenden Vers hatte vielleicht eine weibliche Hand geſchrieben:

„Ich möchte alle meine Gebeine zählen. Sie aber ſchreien und ſehen ihre Luſt an mir.“

Welche Schauer brechen aus dieſen Worten hervor, wenn ſolche wirklich von einem Weibe niedergeſchrieben worden ſind.

Dort eine Klage, vielleicht ſchon aus ſterbender Bruſt mit verſagender Hand:

„Herr, warum trittſt Du ſo ferne, verbirgeſt Dich zur Zeit der Noth?“

Die meiſten Inſchriften waren nicht mehr zu entziffern, ſelbſt die angeführten oft nur mit großer Mühe. Wie man die heilige Grabesſtätte zu Jeruſalem in eine Kapelle eingeſchloſſen, den Gläubigen eine heilige Quelle, ſo werden vielleicht künftige Ge-

schlechter diese Kerker umfrieden, damit sie als ein Zeichen des priesterlichen Gewissensdespotismus für alle Zeiten zeugen können.

Einige Wochen mußte Giuditta in trostloser Oede schmachten. Keine Nachricht von der Außenwelt, so viel Mühe Giuditta sich auch gab, etwas von dem Kerkermeister zu erfahren.

Endlich öffnete sich ihre Kerkerzelle, damit sie hinaustrete vor das Gericht der Inquisition. Giuditta zagte. Hat nicht Christus selbst die Schmach, die ihm Schächer angethan, empfunden? Greift nicht der Achtungswertheste in harter, absichtlicher Kränkung zagend an's Herz, ob er da nicht wirklich die Schuld finde, wegen der er so dulden muß? Wer steht ganz unerschrocken da, wenn das Vernichtungswort seiner Richter ertönt:

Zittert und bebt!

Als Giuditta das braune Armesündergewand überwerfen mußte, als ihr der härene Strick um den Hals geworfen wurde, als sie die brennende Kerze in die Hand erhielt, da krampfte diese, ihre Knie wankten, an ihren Wimpern hingen große Thränentropfen, eisige Kälte lag auf ihrer Stirn — sie schien im Vorwärtsschreiten zu sterben.

Da stand sie vor dem Saale des Tribunals. Sie raffte sich empor. Sie rang nach Fassung und

fand sie. Einen Augenblick! hauchte sie dem Laienbruder, der sie führte, zu. Sie faltete die Hände:

„Ich bin sehr gedemüthigt, Herr, erquicke mich nach Deinem Wort!“

Himmelaufwärts drag ihr Blick; Giuditta hatte sich wiedergefunden.

Das heilige Gericht erwartete sie.

Der Saal des Gerichts war gänzlich mit schwarzem Tuche drapirt.

Das Porträt des heiligen Dominicus blickte ernst und finster auf die heiligen Väter herab.

Selbst die Fenster waren schwarz verhangen; das Zimmer sah aus wie ein riesiger Sarg.

Unter einem Baldachin von schwarzem Sammt erhebt sich der Altar mit einem riesigen Crucifix.

Sechs Wachskerzen erhellten den Saal.

Jetzt öffnete ein Dominikaner die Thüre und rief:

Ruhe! Ruhe! Ruhe! Es kommen die heiligen Väter!

Diese in ihren weißen Kutten, darüber schwarze Mäntel und Kapuzen, traten ernst und feierlich in den Saal, knieten vor dem Altar nieder, beteten leise. Nachdem sie sich erhoben hatten, begann der Inquisitions-Commissarius den sogenannten Erleuchtungsgesang:

Veni creator spiritus!

Nun ertönte die silberne Klingel — Giuditta trat in den Saal.

Die Beschuldigungen, welche ihr zur Last gelegt wurden, waren so ziemlich aus der Luft gegriffen. Der Pater Ankläger auf der schwarzen Estrade zur linken Seite, der die Anklage verlas, betonte die protestantische Anschauungsweise und die offenbare Ketzerei der jungen Frau; Giuditta vertheidigte sich nur mit wenigen Worten, denn sie wußte, daß ihre Verurtheilung eine ausgemachte Sache war. Nach einer kurzen Berathung wurde das Urtheil gefällt. Es lautete auf Einsperrung in's Kloster, nicht zur Sühne und Buße, sondern zur Erkenntniß, zur besseren Erleuchtung. Dann erst sollte die Buße kommen.

Das hieße: lebendig begraben!

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Groiola war auf Verlangen der neapolitanischen Regierung dieser ausgeliefert worden, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung seiner Zurücklieferung nach Rom, sobald man seiner Zeugenschaft nicht mehr bedurfte, oder diese von Groiola nicht zu erlangen war. Während des Transportes aber entsprang Groiola, und so viele Mühe man sich auch in Rom und Neapel gab, seiner wieder habhaft zu werden, wollte es dennoch nicht gelingen.

Es wurde ein ansehnlicher Preis auf seine Wiederergreifung gesetzt; Antonelli sandte Späher über Späher aus, um den Entsprungenen zu entdecken, es fand sich keine Spur. Falconi hatte die Gefährlichkeit des Mannes dargelegt, denn er kannte Groiola und war mit ihm in Indien und China zusammengerathen. Mehrere Male hatte er Falconi's Pläne durchkreuzt, und diesen beseelte ein glühender Haß gegen den Thierbeherrscher.

Giuditta wurde auf's strengste, ohne daß sie es wußte, bewacht; man glaubte, daß Groiola irgend eine Benachrichtigung an sie gelangen lassen und daß man auf diese Weise seinen Aufenthalt entdecken würde; aber diese Voraussetzung traf nicht ein. Antonelli schrieb nach Paris, und Falconi rieth, Giuditta vorläufig aus dem Kloster zu entlassen und sie genau zu bewachen, sie beständig mit Spionen zu umgeben; Groiola würde dann schon in's Netz gehen.

Auf diese Weise erlangte Giuditta ihre Freiheit wieder; da ihr der Aufenthalt in Rom verleidet war, so ging sie nach Neapel, woselbst ihr Mann einen Palast besaß, den die neapolitanische Regierung, obwohl sie ihn mit Beschlag belegt hatte, auf einen Wink von Rom ihr zur Verfügung stellte.

Nun hoffte man bald eine Frucht des diplomatischen Verfahrens gegen Giuditta zu erlangen; aber

es war seltsam genug, daß alle Spionirerei vergeblich war. Giuditta hatte fast täglich Nachricht von Groiola, — sie wußte, daß er in Paris war, sie selbst bereitete sich zur Abreise nach Paris, aber kein Späher hatte eine Ahnung davon; ja, es war schon geschehen, daß Giuditta vor Ajossa's Augen einen Brief von Groiola las, ohne daß dieser Generalspion des Königs Ferdinand bemerkte, welch ein wichtiges Document Giuditta in Händen hielt. Und wodurch war dies möglich? Die Liebe hatte die früher so einfache und arglose Frau erfinderisch gemacht; sie hatte mehrere Liebesintriguen angeknüpft und verschiedene Bekanntschaften gemacht, welche auf einen ziemlich lockeren Lebenswandel schließen ließen. Oft genug hatte sie es ausgesprochen, daß sie jetzt das Leben genießen und ihre Freiheit benutzen wolle; Ajossa verliebte sich in die schöne junge Frau, und sie gab sich den Anschein, als sei sie auf dem Wege, seinen Anträgen Gehör zu geben; und so machte sie es noch mit einigen anderen einflußreichen Persönlichkeiten; genug, Giuditta betrog alle Welt — nur ihren Groiola nicht, den sie mit aller Leidenschaft und Gluth liebte.

Sich mit ihm in Paris zu vereinigen, war ihr innigster Wunsch; aber sie wußte es, daß man sie sofort wieder einsperren würde, sobald man ihre

Absicht, den italienischen Boden oder Neapel zu verlassen, errathen würde.

Sie konnte deshalb nur mit der größten Vorsicht ihre Veranstaltungen treffen, zumal da sie nicht nur von ihren Feinden und deren Spähern, sondern selbst von ihren Freunden mißtrauisch bewacht wurde; es waren die seltsamsten Gerüchte in Bezug auf sie in Umlauf. Einige hielten sie für eine steinerne Venus, wie sie sagten; Andere dagegen behaupteten, daß sie eine zweite Ninon de l'Enclos sei. Bald sollte sie ein intimes Verhältniß mit dem Könige, bald mit diesem oder jenem Prinzen angeknüpft haben, und dennoch, trotz aller Gerüchte, vermochte Niemand etwas Bestimmtes, etwas nur einigermaßen Erwiesenes zu sagen.

Unter den Spähern in Neapel befanden sich auch Manillo und Madame Michaud, aber Manillo gerade war es, welcher Groiola beschützt und gerettet hatte. Manillo kannte Groiola, war früher mit ihm gereist und hatte eine enthusiastische Anhänglichkeit für ihn bewahrt; er wußte, daß Groiola in Paris war, er selbst vermittelte den Briefwechsel Giuditta's mit ihm, und bei seiner Absicht, Neapel zu verlassen und nach Paris zu ziehen, spielte die Anhänglichkeit an Groiola keine geringe Rolle.

Wir müssen nun noch erwähnen, daß die Na-

tionalpartei in Italien, deren Hauptsitz in Turin war, trotz der großen Gefahren, welche mit ihrer Entdeckung verknüpft waren, dennoch in sämmtlichen Hauptstädten Italiens ihre Verzweigungen hatte. Die Organisation war vortrefflich, und die Agitation für die Einheit Italiens war oft in solches geheimnißvolles Dunkel gehüllt, daß die aufmerksamste, wachsamste und mißtrauischste Polizei hintergangen, irregeführt und getäuscht wurde.

In Neapel war das griechische Haus der Heerd der revolutionären Propaganda und Agitation, der Sitz einer zweiten Regierung; sicher aber würde dieselbe längst entdeckt worden sein, wenn ihr nicht so bedeutende Mittel zur Verfügung gestanden hätten. Namentlich hatte sie von Paris aus die wirksamste Förderung, und während man sich den Schein gab, als lebe man im griechischen Hause nur den ausschweifendsten Bachanalien, bei welchen die höchststehenden Personen oft betheiligt waren, wurde in dem mysteriösen Saale, der Niemand bekannt und von Alfons durch einen Zufall entdeckt worden war, Berathung gehalten, den neapolitanischen Königsthron umzustoßen.

Die Gräfin Julie von Verron und Doctor Drogue waren, wie wir bereits erwähnt, im Auftrage der revolutionären Propaganda in Neapel. Nun

darf man nicht vergessen, daß wie die Sachen damals standen, wo der Plan bei Louis Napoleon und selbst bei Cavour noch keinesfalls so weit gediehen war, alle revolutionären Elemente mit in den Kreis der Berechnung und in Mitwirksamkeit gezogen wurden. Prinz Napoleon begünstigte die Einheitspartei, Prinz Murat die muratistische, welche damals noch bedeutende Hoffnungen auf den neapolitanischen Königsthron hegte; aber selbst mit der äußersten Actionspartei wurden zeitweilige Verbindungen eingegangen und jedenfalls von Paris aus versucht, sie zu benützen.

Das griechische Haus war, wie gesagt, der Sammelplatz, und die Schauspielerin Marla war deshalb nach Neapel gesendet worden, um den Vorgängen im griechischen Hause einen Schleier überzuhängen.

Aber es gab in Paris einen Mann, welcher ein wachsames Auge hatte, einen Mann, der sich einbildete, von Gott dazu ersehen zu sein, die Legitimität, die Religion, den Papst, Rom zu retten; einen Mann, welcher mit einem klaren und scharfen Blick den Fanatismus des Glaubens vereinigte; dieser Mann war Falconi. Er hatte nach Neapel geschrieben, und Manillo war von Ajossa beauftragt, das griechische Haus zu bewachen, daher die zweideutige Rolle, welche er spielte. Madame Michaud dagegen leitete eine

andere Intrigue ein, um den Umtrieben im griechischen Hause auf die Spur zu kommen.

Wir brauchen wohl kaum zu erwähnen, daß die alte Hexe in der Klosterruine keine andere als Madame Michaud selbst war. Es war unter anderen Anzeigen auch die nach Neapel gelangt, daß Groiola unter anderem Namen nach Neapel gereist und sich heimlich im griechischen Hause aufhalte; man hatte alle möglichen Nachforschungen gehalten und sich zunächst Favre's bemächtigt, um ihn zu Geständnissen zu bewegen, aber dieser wollte sich zu keinen Angaben verstehen, er behauptete, daß kein anderer Zweck als nächtliches Vergnügen ihn an das griechische Haus gefesselt habe.

Endlich hatte sich Ajossa entschlossen, das griechische Haus zu umzingeln und gründlich durchsuchen zu lassen, alle Bewohner, welche nur irgend verdächtig waren, sollten in Haft genommen werden; aber es wurde nichts entdeckt. Manillo selbst war bei der Untersuchung, da er, nach seiner Behauptung, mit allen Oertlichkeiten des Hauses vertraut war; aber vielleicht gerade in Folge dieser Vertrautheit war es, daß nichts gefunden wurde, was auf eine revolutionäre Zusammenkunft im griechischen Hause schließen ließ.

Ajossa glaubte mystificirt zu sein; aber am Mor-

gen desselben Tages, an welchem die Nachforschungen im griechischen Hause stattgefunden hatten, erhielt Ajossa einen Brief von Groiola, worin er ihm sein Porträt sandte und auf höhnische Weise ihm für die in Neapel genossene Gastfreundschaft dankte; zugleich aber auch dankte er nicht minder höhnisch für die der Signora Gribaldi erwiesene Aufmerksamkeit, und nahm in ihrem Namen von Neapel und Italien Abschied, indem er die Hoffnung aussprach, daß auf dem neapolitanischen Königsthrone bald ein würdigerer Mann als der Re Bomba sitzen würde.

Auch Giuditta war nicht mehr in Neapel; sie war auf einem englischen Schiffe an Groiola's Seite glücklich entkommen.

Ajossa spie Feuer und Flammen, und in einer Unterredung mit Manillo bezüchtigte er diesen geradezu der Zweideutigkeit und drohte, ihn um einen Kopf kürzer machen zu lassen. Manillo gab eine lakonische und trotzige Antwort; in dieser Stimmung kam er nach Hause, wo inzwischen Drogue in Folge eines Zufalls der Gefangene der Madame Michaud geworden war.

So waren denn von allen Leuten, die sich im griechischen Hause befunden hatten, Niemand zurückgeblieben, als die Schauspielerin Marla und Alfons von Verron; alle Uebrigen hatten das Haus und

Neapel verlassen, alle die komischen und seltsamen Gestalten, die spindeldürren Bedienten, der ungestaltene Zwerg, der grobe Pindor waren verschwunden.

Als Montigue daher am folgenden Tage seinen Freund Alfons von Verron besuchte, war dieser nicht wenig erstaunt, zu vernehmen, daß in der Nacht die Polizei dagewesen und daß in der Stadt die seltsamsten Gerüchte umgingen. Alfons war, wie wir schon erwähnt, noch ganz betäubt, und als Montigue ihm die seltsame Geschichte seines Bedienten erzählte, sah er seinen Freund fast ängstlich an und rief dann aus:

Montigue, wer von uns Beiden ist denn der Verrückte?

Nun, versetzte Montigue lachend, das wird sich sehr bald herausstellen. Vor allen Dingen wollen wir uns jetzt nach dem andern Flügel begeben und sehen, was dort los ist.

O, ich habe wahrlich kein Verlangen darnach, noch eine Kopfwunde zu bekommen; versetzte Alfons.

Ei, wie furchtsam! Ein guter Offizier fürchtet keine Wunden; übrigens kann ich auch allein gehen.

Vor einer halben Stunde, sagte Alfons, war ich schon entschlossen, dies verzauberte Schloß zu verlassen und nach Paris zurückzukehren.

Und die schöne Marla?

Zum Teufel! Wenn sie auch schön ist, so giebt es doch mindestens eben so schöne Frauen in Paris.

Mit Erlaubniß Ihrer Frau Tante; sagte Montigue höhnisch.

Nun, ich hoffe, sie wird noch ein Weilchen in Neapel bleiben.

In Neapel? — Nun, es scheint mir, daß wenn Sie heute Ihr Frühstück bekommen haben, dies nur in Folge eines Zufalls geschehen sein kann; denn Ihre Frau Tante oder Tante Frau, wenn Sie wollen, hat diese Stadt verlassen, wie man sagt.

Ohne Abschied von mir zu nehmen? rief Alfons aus. Nicht möglich!

Nun, wir werden sehen; kommen Sie nur.

Alfons erhob sich; er litt noch an einem leichten Schwindel; er klingelte und schellte, aber es erschien Niemand.

O, es scheint wirklich sich so zu verhalten, wie Sie mir sagen! rief Alfons aus; nicht einmal einen Bedienten hat sie mir zurückgelassen. Und wo ist Manillo?

Er war diese Nacht hier; er soll zugleich mit der Polizei in dem andern Flügel gewesen sein.

Und der Doctor Drogue? Er ist mein Freund, er wird mich doch nicht, ohne Abschied von mir zu nehmen, verlassen haben?

Ich glaube, er hatte alle Ursache dazu, Neapel so schleunig als möglich zu verlassen; doch kommen Sie, Freund, wir wollen zunächst einmal untersuchen, wie es im andern Flügel aussieht.

Die beiden jungen Männer begaben sich nach dem andern Flügel, und Alfons war nicht wenig erstaunt, die Thüren sämmtlich geschlossen und versiegelt zu sehen.

Was ist denn hier vorgefallen? fragte er Montigue erstaunt.

In diesem Moment erschien Manillo.

Der Mann wird uns sagen können, was hier vorgefallen ist; rief Montigue aus.

Herr von Berron, sagte Manillo, Sie haben mich in Ihre Dienste genommen, und ich will Ihnen in der That jetzt einen großen Dienst leisten; ich gebe Ihnen nämlich den Rath, dieses Haus und Neapel so schleunig als möglich zu verlassen.

Und was habe ich zu fürchten, wenn ich bleibe? fragte Alfons.

Sie würden in diesem Falle verhaftet werden, und selbst die beste Fürsprache Ajossa's Einflusse gegenüber machtlos sein; denn der Herr Minister gebraucht eine Revolution, ein Attentat, um sich zu behaupten, seine Unentbehrlichkeit zu beweisen und den König Ferdinand in dem Glauben zu erhalten, daß bei sei-

ner wachsamen Polizei eine Revolution, ja eine Emeute oder ein Attentat unmöglich sei.

Aber ich habe mich ja niemals in die Politik gemischt! rief Alfons aus. Was könnte der Herr Ajossa von mir herausbekommen wollen?

Manillo lachte laut.

Man sieht, welch ein unschuldiger Mann Sie sind; um so gefährlicher ist Ihre Lage; Sie würden leichter wie ein wirklicher Verschwörer in die Falle gehen. Für weniges Geld, für ein paar Silbermünzen bekommt der Herr Ajossa jedes Geständniß von Ihnen heraus.

Von mir?

Er kauft eine Handvoll Lazzaroni, jeder bekommt eine Silbermünze, und sie beschwören, was Ajossa will; Ihre eigenen Geständnisse werden so hübsch zugestutzt, daß Herrn Ajossa nichts zu wünschen übrig bleibt. Es giebt überall hungerige, habsüchtige und ehrgeizige oder eitle Menschen, und aus diesem Grunde stehen jeder Regierung zu jeder Zeit Schelme genug zur Verfügung, um allerlei Kunststücke in Scene zu setzen!

Das ist ja entsetzlich! rief Alfons aus.

Gnädiger Herr, entgegnete Manillo, die Herrschaft verträgt sich schlecht mit Tugenden, die wohl einen vortrefflichen Bürger, aber niemals einen fähi-

gen Herrscher abgeben würden. Schlechte Leute sind fast immer oben auf. Eilen Sie nach Paris zurück!

Ist Frau von Verron noch in Neapel? fragte Alfons.

Sie ist auf dem Wege nach Paris.

Haben Sie die Dame ebenfalls gewarnt?

Dazu hatte ich durchaus keine Veranlassung.

Und der Doctor Drogue? fragte Alfons.

Ich weiß nichts von ihm; versetzte Manillo.

Und Favre? fragte Montigue.

Favre? Favre? sagte Manillo; ich kenne seinen Aufenthalt nicht.

Und Pindor?

Der ist natürlich mit der Frau von Verron gegangen; entgegnete Manillo.

Und was wird mit diesem Hause geschehen, fragte Alfons, wenn ich fortgehe?

Was schon jetzt geschehen ist; die Regierung belegt es mit Beschlag.

Und Sie glauben wirklich, daß man mich verhaften wird, wenn ich noch so bündig nachweise, daß ich bei keinem der meiner Tante zur Last gelegten Umtriebe betheiligt bin?

Das weiß man sehr gut, und deshalb hat man Sie auch diese Nacht in Ruhe gelassen; und wenn die Andern nicht ausgeflogen wären, würde man

jedenfalls nicht daran gedacht haben, Sie zu beläſtigen; aber unter dieſen Umſtänden ſind Sie vor der Polizei nicht ſicher; Herr von Montigue wird es beſtätigen.

Sie rathen mir auch, nach Paris zurückzukehren? wandte ſich Alfons an Montigue.

Unter dieſen Umſtänden allerdings.

Und Signora Marla? rief Alfons aus und ſah Montigue nicht ohne Mißtrauen an.

Nun, was iſt mit ihr? ſagte Montigue; Sie ſind ja nicht verliebt in ſie.

Aber Sie ſind es, Montigue.

Nun, mir geht es ganz wie Ihnen; beim Teufel, ich bin in jedes hübſche Mädchen verliebt!

Ich habe Sie, ehrlich geſagt, in dem Verdacht, Montigue, daß Sie da eine Menge Geſchichten erfunden haben, um mich von hier fortzutreiben und in den alleinigen Beſitz der Marla zu gelangen.

Man ſieht, mein lieber Alfons, entgegnete Montigue, daß Sie in die Marla wirklich verliebt ſind, da Sie ſo mißtrauiſch ſind; übrigens ſcheint es mir, als wenn Signora Marla Neapel ebenfalls verlaſſen hat.

Nein, ſagte Manillo, Signora Marla iſt hier, und wenn Herr von Verron wünſcht, kann er ſie jeden Augenblick ſehen.

Sie ist noch hier in diesem Hause?

Sie ist hier; ich will Sie zu ihr führen.

Aber der Teufel versteht diese Geschichten; Signora Marla ist allein in diesem Hause? Was hat sie hier zu suchen? Ist sie Gast meiner Frau oder meiner Tante, obwohl diese nicht mehr in Neapel ist? Ich glaubte, die Zimmer wären alle versiegelt.

Beinahe alle, gnädiger Herr; entgegnete Manillo, aber nicht diejenigen, in welchen Signora Marla ihren Aufenthalt genommen hat.

Und sie hatte allein den Muth, hier zu bleiben?

Signora Marla wird von sehr hohen und einflußreichen Personen protegirt; versetzte Manillo. Man spricht davon, daß sie ein Engagement erhalten werde; aber ich glaube, sie wird nicht in Neapel bleiben.

Sie waren den Corridor hinaufgegangen und fanden nun eine Flügelthür, an welcher kein königliches Siegel haftete.

Hier wohnt Signora Marla; sagte Manillo.

Alfons pochte an; eine feine Stimme rief: Herein!

Gehen wir Alle? flüsterte Alfons Montigue zu. Es scheint mir sehr unbescheiden zu sein, auf diese Weise bei der Dame einzudringen.

Das ist es allerdings; versetzte Montigue lä-

chelnd. Sie werden allein zu ihr gehen, und wir bleiben draußen.

Ich werde natürlich nicht lange bleiben sagte Alfons.

Das möchte ich Ihnen auch nicht rathen; bemerkte Manillo, vergessen Sie nicht, daß man die Absicht hat, Sie zu verhaften.

Alfons trat in das Zimmer der schönen Zauberin. Es war eine nymphenhafte Gestalt.

Man konnte aber nicht sagen, daß sie einen Madonnenkopf hatte.

Die schwarzen, wie brennende Kohlen leuchtenden, Augen verriethen eine sinnliche Gluth, gegen welche das bleiche marmorne Antlitz wunderbar und seltsam abstach.

Als Alfons in's Zimmer trat, blieb er wie festgebannt stehen; er kannte die Marla, er hatte sie schon einigemal gesehen, aber so schön war sie ihm niemals vorgekommen.

Fast wäre er aus seiner Rolle gefallen, der er dieser gefährlichen Zauberin gegenüber bisher treu geblieben.

Glücklicherweise gewann er noch zur rechten Zeit seine Selbstbeherrschung wieder, und er sagte mit einer Kälte, die in der That nichts von seiner innern Aufregung durchschimmern ließ:

Entschuldigen Sie, Signora; ich glaubte meine Tante hier zu finden.

Frau Julie von Verron ist nach Paris zurückgekehrt; versetzte die Dame.

Das ist sehr sonderbar; so habe ich die Ehre, Sie als meinen Gast betrachten zu können? fragte Alfons.

Oder ich Sie als den meinigen; versetzte Marla lächelnd.

So viel ich weiß, ist meine Tante Besitzerin dieses Hauses, und ich —

Und Sie sind der Gatte Ihrer Tante; fiel Marla lachend ein. Das Erste ist ungefähr so richtig wie das Zweite. Ihre Tante war Besitzerin dieses Schlosses, sie ist es aber jetzt nicht mehr.

Sie ist es nicht mehr? Hat sie dieses Schloß etwa verkauft?

Ganz recht, sie hat es verkauft, und ich bin die Käuferin.

Ohne mir ein Wort davon zu sagen; murmelte Alfons, das ist schändlich!

Ihre Tante mußte sich sehr rasch entschließen, sie hatte keine Zeit, mit Ihnen darüber zu sprechen, Herr von Verron; aber ich glaube, Sie können sich trösten; ich habe eine sehr anständige Summe für

dieses Schloß bezahlt und bin von der Gräfin beauftragt, die Hälfte des Kaufpreises an Sie auszuzahlen.

Das ist sehr generös von meiner Tante gehandelt; murmelte Alfons abermals.

Sie vermuthete, daß Sie des Geldes bedürfen würden, wenn Sie noch länger hier bleiben wollen, denn Neapel ist ein theurer Ort.

O, sehr gütig, sehr gütig; murmelte Alfons, der allmälig seine Fassung wieder verlor, aber nicht ein Wort an mich zu schreiben!

Ihre Tante hat auch an Sie geschrieben; dort liegt der Brief.

Marla deutete auf eine Marmorvase, in welcher ein zierliches Briefchen lag; Alfons öffnete es und las:

„Mein lieber Alfons, ich bedauere, ohne mündlich von Dir Abschied nehmen zu können, Neapel verlassen zu müssen; wir sehen uns hoffentlich bald wieder. Bleibe in Neapel, so lange es Dir gefällt und so lange man Dich daselbst dulden will; amüsire Dich so viel Du irgend kannst, mein theurer Alfons, denn ach! die Jugend geht so rasch vorüber und das Leben ist so unsicher. Es giebt keine Mittel gegen das Alter und gegen den Tod, mein theurer Alfons; ich habe es versucht und Doctor Drogue's Schönheits- und Jugend-Essenzen in reichlichem Maße angewendet, aber Deine Kälte

gegen mich sagt mir genugsam, daß diese Essenzen die gewünschte Wirkung nicht erzielt haben können. Nun, so lebe wohl und glücklich, mein theurer Alfons, und genieße Deine Jugend."

O, das ist sehr vernünftig und wohlgemeint; sagte Alfons, aber sie schreibt kein Wort davon, daß sie dieses Haus verkauft hat und daß ich Geld von Ihnen erhalten werde.

Aber Sie werden es von mir erhalten; entgegnete Signora Marla, das wird Ihnen doch wohl genügen; Sie können das Geld von morgen an jederzeit bei meinem hiesigen Banquier erheben.

Von morgen an; murmelte Alfons, ich habe Lust, meine Dame, schon heute diese Stadt zu verlassen.

Mein lieber Herr von Verron, entgegnete Signora Marla, das geht nicht.

Das heißt, wenn meine Abreise von dem Gelde abhängig wäre —

Auch, wenn nicht, mein lieber Herr von Verron; es sind noch einige Förmlichkeiten in Bezug auf den Ankauf dieses Hauses zu vollziehen, bei denen Ihre ihrer Gegenwart nöthig ist.

Jedenfalls, sagte Alfons, werde ich dieses Haus sofort räumen, Signora, da es meiner Tante nicht mehr gehört.

Das thut gar nichts, Herr von Verron; Sie bleiben mein Gast, so lange es Ihnen gefällt.

Und Signora Marla sah den jungen Mann mit ihren schwarzen, glühenden Augen so verlangend an, daß ihm der letzte Rest seiner Selbstbeherrschung verloren ging.

O, ich bin Ihnen sehr verbunden; stammelte er, aber —

Aber? fiel Signora Marla ein.

Gott weiß, welch dummen Streich Alfons noch gemacht haben würde, aber in diesem Augenblicke hörte Alfons einen gellenden Pfiff; offenbar wollte ihm Manillo ein Warnungszeichen geben.

Alfons kam wieder zur Besinnung.

Signora, sagte er, die frostige Miene eines Eisbären annehmend, ich weiß wahrlich nicht, ob ich von Ihrem gütigen Anerbieten Gebrauch machen kann; ich muß gestehen, daß es mir in diesem Hause nicht ganz gemüthlich ist; zu meiner Verwunderung finde ich die meisten Thüren dieses Flügels unter königlichem Siegel, und wie ich höre, soll sich meine Tante während der Nacht geflüchtet haben. Sie kamen in ihrer Gesellschaft hierher und —

Alfons begann wieder verlegen zu werden; unter ihren langen seidenen Wimpern schossen die Augen der schönen Dame wieder Blitze auf ihn.

Ich bin noch immer in Neapel, fiel sie dann ein, und wohne in diesem Hause; das ist höchst seltsam. Nun, Herr von Verron, besuchen Sie mich eine Stund später und ich werde Ihnen die Ursache dieser Seltsamkeit mittheilen.

Diese Worte sagten Alfons, daß er vorläufig entlassen sei; er verließ die schöne Zauberin.

Montigue hatte das Schloß verlassen; Alfons' Unterhaltung mit der Schauspielerin hatte ihm zu lange gewährt; er war in ein nahes Kaffeehaus gegangen.

Manillo stand getreulich auf dem Posten.

Das hat lange gedauert, gnädiger Herr; sagte er, es wird hohe Zeit sein, daß wir dieses Haus verlassen.

Manillo, versetzte Alfons, ich werde vorläufig weder dieses Haus noch Neapel verlassen.

Wie Sie wollen, gnädiger Herr; aber in diesem Falle kündige ich Ihnen den Dienst, und ich sage Ihnen ganz ehrlich, daß Sie keine Stunde lang Ihre Freiheit behaupten werden.

Aber ich bin ja gezwungen, noch hier zu bleiben, Manillo! rief Alfons aus; ich soll erst morgen eine Summe Geldes in Empfang nehmen, und ich sehe auch gar nicht ein, wovor ich mich fürchten und vor wem ich fortlaufen soll.

Nun, so bleibt in Gottes Namen hier; vielleicht sehen wir uns in Paris wieder.

Sie gehen nach Paris, Manillo?

Noch heute; und folgen Sie meinem Rath, gnädiger Herr, verlassen Sie Neapel; denn bleiben Sie hier, ist Ihr Unglück auf alle Fälle fertig.

Gut; ich werde mir's überlegen, Manillo.

Beide Männer verließen nun das Schloß; Alfons begab sich in das Kaffeehaus, wo ihn Montigue erwartete.

Nun, Alfons, werden Sie bald packen? fragte Montigue.

Im Gegentheil; ich bleibe.

Alfons erzählte seinem Freunde den Inhalt seiner Unterredung mit der Marla.

Montigue schüttelte sehr bedenklich den Kopf.

Hören Sie, Verron, sagte er, es scheint mir, daß es Manillo mit Ihnen gut meint. Ich habe hier seltsame Dinge gehört; man sprach nicht laut davon, aber meine Ohren haben ein feines Gehör. Der Prinz ist in die Marla verliebt, er hat das griechische Haus für sie gekauft, die Siegel werden noch heute wieder abgenommen.

Sie hat sich demnach dem Prinzen hingegeben?

Nun, was denken Sie von der Tugend einer Schauspielerin? Der König ist sehr krank, und wenn

der Kronprinz an die Regierung kommt, spielt die Marla Königin von Neapel.

Aber ich sehe in allen diesen Dingen noch nichts Gefährliches für mich.

Dann sind Sie blind, Verron. Sie sind jedenfalls in einer gefährlichen Situation; denn daß die Marla Sie liebt, kann Ihnen nicht mehr zweifelhaft sein. Ich bin überzeugt, daß das Geld, welches sie Ihnen geben will, Ihnen keineswegs auf Anordnung der Gräfin Julie ausgezahlt wird; sie giebt es Ihnen, um sie zu fesseln. Da aber der Prinz von Neapel leidenschaftlich in die Marla verliebt ist, sehen Sie wohl ein, wie gefährlich es für Sie ist, sein Nebenbuhler zu werden; und nicht minder gefährlich ist es, die Dame zu beleidigen, denn sie wird auf Ihre Vernichtung sinnen, falls Sie kalt bleiben.

Also was wäre zu thun? fragte Alfons.

Neapel zu verlassen.

Alfons schwieg; er ging wohl eine Viertelstunde mit sich selbst zu Rathe.

Plötzlich erhob er sich.

Was wollen Sie? sagte Montigue, der mit Gemächlichkeit sein Eis aß.

Ich will mein Glück am Pharaotische versuchen.

Das ist eine vernünftige Idee. Sie werden natürlich gewinnen, und dann haben Sie Geld ge-

nug, um einige Zeit mit Glanz in Paris leben zu können. Ich habe große Luſt, Sie zu begleiten.

Sie gingen Beide nach dem Kaffeehauſe, in welchem in Folge einer Begünſtigung des allgewaltigen Ajoſſa am hellen Tage und öffentlich Bank gehalten wurde. Alfons' Erſcheinung machte Senſation; er hatte die Bank zweimal geſprengt, war dann einige Tage nicht erſchienen, während er an jedem Tage erwartet wurde. Das Spiel wurde mit großer Spannung verfolgt; mehrere Herren, die ihn erwartet hatten, um mit dem Glücksſchiffe des jungen Mannes auszulaufen, ſetzten auf dieſelben Karten, die er pointirte; aber gerade heute wollte ihm die wetterwendiſche Laune der Spielgöttin einmal eine empfindliche Lection geben. Alfons verlor, und ſo gründlich verließ und verrieth ihn Fortuna, daß er das Spiellokal wie ein Bettler verließ, denn nicht einmal ſeine Uhr hatte er noch in der Taſche.

Es war kein Wunder, daß Alfons eine ganz ungewöhnlich tiefſinnige Miene machte, als er an der Seite ſeines Freundes Montigue dahinſchlenderte.

Motigue lachte plötzlich laut auf.

Ah — Sie lachen! rief Alfons faſt ärgerlich; Sie lachen über mein Unglück!

Iſt es mir beſſer gegangen? fragte Montigue. Ich bin noch ärmer als Sie, denn Sie haben wenig-

stens die Aussicht, zwischen heute und morgen eine bedeutende Summe Geldes zu bekommen, aber ich weiß wirklich nicht, wovon die nächste Zeit leben.

Sie meinen also, Montigue, daß ich das Geld von der Marla annehmen soll? fragte Alfons.

Gewiß; Sie haben Reisegeld nöthig, Freund.

Aber wie kann ich annehmen, was mir nicht zukommt?

Das wird sich in Paris ausweisen.

Ich muß gestehen, daß ich mich in dem griechischen Hause, selbst in meinem Zimmer, nicht mehr heimisch finde.

Eben deshalb müssen Sie so schnell wie möglich fort.

Aber finden Sie nicht, daß es eine Thorheit wäre, die schöne Frucht, die mir in den Schoß fällt, unbenützt zu lassen? Seien Sie aufrichtig, Montigue; was würden Sie thun, wenn Sie an meiner Stelle wären?

Mein Freund, die Gunst der Liebe ist schön, erhaben, beseligend, aber die Freiheit ist die ganze Majestät des Menschen, und wenn Sie hier bleiben, liegen Sie in Fesseln.

Aber in rosigen.

Nicht doch; in rostigen, befürchte ich.

Sie hatten das griechische Haus beinahe erreicht, als Manillo sich ihnen näherte.

Im Hafen liegt ein französisches Schiff; sagte er, beeilen Sie sich, auf demselben eine Freistatt zu finden; die Polizei ist im griechischen Hause und fahndet nach Ihnen.

Aber, mein Gott, rief Alfons ärgerlich aus, was habe ich mit der Polizei zu thun; ich bin kein Verschwörer!

Der Doctor Drogue läßt Ihnen sagen, flüsterte Manillo, es würde ihn den Kopf kosten, wenn Sie nicht gingen.

Der Doctor Drogue ist also noch hier?

Ferner läßt er Sie bitten, fuhr Manillo fort, diesen Zettel an den Grafen Morny, aber in dessen eigene Hände, zu übergeben.

Wo ist denn der Doctor Drogue? fragte Alfons im höchsten Grade erstaunt.

Halten Sie die Aufschrift des Briefes für die des Doctor Drogue? fragte Manillo.

Gewiß; ich hege nicht den geringsten Zweifel.

Nun, dann werden Sie auch seine Wünsche erfüllen.

O, sagte Alfons, es ist kaum denkbar, daß sein Leben weniger bedroht sein kann, wenn ich Neapel verlasse.

Entscheiden Sie sich, gnädiger Herr!

Kann ich den Doctor Drogue nicht sprechen?

Nur in Paris, wenn Alles glückt.

Und die schöne, die entzückende, die reizende Marla! murmelte Alfons. Sie liebt mich — und ich soll sie nicht genießen!

Manillo näherte sich dem jungen Manne und flüsterte ihm zu:

Signora Marla wird Ihnen bald nachkommen.

Alfons sah Manillo mit einer Miene an, die mehr Mißtrauen als Ueberzeugung verrieth.

Ich habe ja nicht einmal Reisegeld, Manillo.

Hier ist genug; sagte Manillo, indem er dem jungen Manne eine volle Börse zusteckte.

Das ist ja die Börse des Doctor Drogue! rief Alfons aus; ich kenne sie sehr genau.

Wie ich sehe; versetzte Manillo.

Aber, mein Gott, so sagen Sie mir doch, wo sich der Doctor Drogue jetzt aufhält?

In der Nähe des Galgens, an den er gehängt werden soll; versetzte Manillo.

Sie sprechen fortwährend in Räthseln! rief Alfons aus, doch es ist gut, ich will in diesem Neapel nicht länger bleiben; sagen Sie dem Doctor Drogue, daß ich ihn bald in Paris zu sehen hoffe.

Ich werde Sie bis auf das Schiff begleiten; sagte Manillo.

Und jetzt schritten die drei Männer schnell dem Hafen zu und bestiegen das Schiff. Alfons wechselte einige Worte mit dem Kapitän, und Montigue sagte:

Ich glaube, es würde recht gut für mich sein, wenn ich Neapel auf einige Zeit verließe; aber bei Ihrer magern Börse würde ich ein Unrecht begehen, meine Bedürfnisse den Ihrigen hinzuzufügen; auch wird es gut für Sie sein, mein lieber Alfons, einen Freund hier zurückzulassen, der Sie von Allem, was hier vorgehen wird, auf's genaueste benachrichtigen kann.

Sie werden es gewiß auch versuchen, sagte Alfons halb im Spotte, halb ärgerlich, die Marla über meine Flucht zu trösten.

Allerdings werde ich's versuchen; versetzte Montigue, aber ich zweifle sehr, ob sie meinen Trost annehmen wird. Uebrigens werde ich ebenfalls bald in Paris sein.

Die beiden Freunde umarmten sich.

Das Schiff hatte die Anker gelichtet — bald genug lag der Golf von Neapel zwischen Alfons und der schönen Marla.

II.

Der Gastvermittelnde.

[illegible] in den [illegible] Fällen
[illegible] Derjenigen
[illegible] Anfange
[illegible] haben.
[illegible] als Francois
[illegible] wo er bis jetzt

[illegible] und schwindelig zu
[illegible] inmitten der großen
[illegible] war ihm zu Muthe, als
[illegible] fremden Stadt.
[illegible] durch die Straßen
[illegible] eine Hand auf seine Schul-
[illegible] wohlbekannte Stimme flüsterte

Was Teufel, Düroc, bist Du auch wieder frei? Hat Dich der Menschenfresser Espinasse noch nicht in sein großes Maul gesteckt?

Ich wurde eben entlassen; aber daß Du, Großmaul, wieder frei bist, das wundert mich selbst. Kannst Du nicht noch ein wenig lauter schreien?

Ha, ha, ha! lachte Legarde; hältst Du mich für einen Feigling? Glaubst Du, daß ich auch zu denen gehöre, die auf Commando zittern? Ich conspirire noch heute wie ehedem, conspirire am hellen Tage; ich habe keine Furcht. Herr Espinasse hätte nicht sagen sollen: die Bösen, er hätte vielmehr sagen sollen: die Memmen sollen zittern. Sind wir Pariser denn Kinder geworden; haben wir seit neunundachtzig das Alles so zum Spaß gehabt; haben wir deshalb so leicht reine Wirthschaft gemacht mit den Bourbonen und den Orleans und mit dem Herrn Bonaparte selbst, vor dem ganz Europa gezittert hat und in den Staub gekrochen ist, daß wir selbst uns jetzt wie die Maulwürfe verkriechen sollen vor diesem Espinasse?

Adieu! sagte Francois und wandte Legarde den Rücken.

Aber Legarde hielt Francois fest.

Wohin willst Du denn? fragte er; Du gehörst wohl auch zu denen, welche zittern?

IV.

Der Galeerensträfling.

Wir müssen in den vielverschlungenen Fäden unseres Romans uns einmal wieder zu denjenigen Personen zurückbegeben, welche im ersten Anfange unser Interesse in Anspruch genommen haben.

Es war sehr früh des Morgens, als Francois seiner Haft in Mazas entlassen wurde, wo er bis jetzt geschmachtet hatte.

Es war ihm ganz seltsam und schwindelig zu Muthe, als er wieder frei, inmitten der großen lärmenden Stadt stand; es war ihm zu Muthe, als befinde er sich in einer ganz fremden Stadt.

Indem Francois Düroc durch die Straßen schritt, legte sich plötzlich eine Hand auf seine Schulter, und eine ihm wohlbekannte Stimme flüsterte ihm zu:

Was Teufel, Düroc, bist Du auch wieder frei? Hat Dich der Menschenfresser Espinasse noch nicht in sein großes Maul gesteckt?

Ich wurde eben entlassen; aber daß Du, Großmaul, wieder frei bist, das wundert mich selbst. Kannst Du nicht noch ein wenig lauter schreien?

Ha, ha, ha! lachte Legarde; hältst Du mich für einen Feigling? Glaubst Du, daß ich auch zu denen gehöre, die auf Commando zittern? Ich conspirire noch heute wie ehedem, conspirire am hellen Tage; ich habe keine Furcht. Herr Espinasse hätte nicht sagen sollen: die Bösen, er hätte vielmehr sagen sollen: die Memmen sollen zittern. Sind wir Pariser denn Kinder geworden; haben wir seit neunundachtzig das Alles so zum Spaß gehabt; haben wir deshalb so leicht reine Wirthschaft gemacht mit den Bourbonen und den Orleans und mit dem Herrn Bonaparte selbst, vor dem ganz Europa gezittert hat und in den Staub gekrochen ist, daß wir selbst uns jetzt wie die Maulwürfe verkriechen sollen vor diesem Espinasse?

Adieu! sagte Francois und wandte Legarde den Rücken.

Aber Legarde hielt Francois fest.

Wohin willst Du denn? fragte er; Du gehörst wohl auch zu denen, welche zittern?

Francois sah Legarde ernst und ruhig an.

O, es frägt sich, sagte er, wer von uns Beiden am meisten Muth hat; aber durch nichtsnutziges Gewäsch die Gefahr zu provociren, das liegt nun einmal nicht in meiner Art. Du hast mich schon einmal in's Unglück gebracht.

In's Unglück? rief Legarde lachend aus. Das nennst Du Unglück, wenn man einige Zeit brummen muß für Freiheit und Recht, und nebenbei mit einer schönen Kerkersnachbarin Bekanntschaft macht. Pah — mir ist die Zeit nicht lang geworden; ich habe mir's bequem gemacht, sage ich Dir, und als die Zeit um war, da haben sie mich hinauswerfen müssen. Parbleu! ich habe geweint vor Aerger.

Es möchte Dir aber das zweitemal nicht so gut ergehen; warf Francois ein, was man von dem Aufenthalte in Cayenne hört, klingt nicht so lächerlich.

Ca—yen—ne! stieß Legarde hervor. Glaubst Du denn wirklich, daß ein echtes Pariser Kind sich dahin verpflanzen läßt, wo der Pfeffer wächst? Packen Sie mich ernstlich, dann erst mache ich mir einen Hauptspaß, dann erfinde ich eine Verschwörung comme il faut, sag' ich Dir. Ganz Paris, ganz Frankreich, ganz Europa ziehe ich hinein; ich hetze Dir unsere Mouchards mit angeblichen geheimen Waffenniederlagen und Höllenmaschinen, daß sie nicht wissen sollen,

wo sie zuerst zuzupacken haben. Oho! Du scheinst nicht zu wissen, mein armer Junge, wie kindisch furchtsam diese Eisenfresser sind, wenn sie fürchten, daß sich das Volk zu rühren beginnt. Ja, ich will ihnen eine schöne Verschwörung ausmalen und ihnen diese so glaublich machen, daß sie halb Frankreich einziehen werden. Und was meinst Du, wie lange der Proceß dauern wird? Noch ehe er recht im Zuge sein wird, ist Louis —

Legarde drehte sich wie ein Kreisel auf dem rechten Absatz und blickte sich nach allen Seiten um.

— selbst in Cayenne! flüsterte er dann.

Trotz dem Mißmuthe, der Francois ergriffen hatte, mußte er lächeln.

Du bist ein patenter Kerl, sagte er, und ich beneide Dich, daß Du Alles so auf die leichte Achsel nimmst. Freilich, Leute Deiner Art kommen am besten über alle Gefahren hinweg; aber die Zeit ist ernst —

Geh' mir mit Deinem Ernst; fiel Legarde ein, wenn wir Pariser ernst sind, braucht uns kein Despot zu fürchten; aber wenn wir lachen und jubeln, dann mögen sie vor uns zittern. O, wir müssen von den Tyrannen lernen; recht dumm müssen wir uns zeigen, einfältig und läppisch, und unter dieser Maske kehren

Bayerische Staatsbibliothek München

wir die Throne um, wie morschen Trödel. Ja, sie sollen zittern, diese Verschwörer!

Diese letzten Worte schrie Legarde laut einem Manne zu, der an ihm vorüberging.

Du machst mich ja taub mit Deinem Geschrei; sagte Francois, was fällt Dir denn ein?

St! Wieder ein Mouchard! flüsterte Legarde.

Und den Vorübergehenden grüßend, sagte er: Guten Abend, Monsieur.

Das ist ja ein riesiger Mensch.

Ein Herkules; es scheint ein ganz neuer zu sein; ich weiß seinen Namen nicht, aber daß es ein Mouchard ist, das ist mir ganz genau bekannt. Doch komm mit mir zu Bubichan; wir treiben dort nach wie vor unsern Spaß; sie sollen sehen, daß wir nicht zittern. Was da! Wenn sie uns wieder packen, dann wollen wir ihuen schon beweisen, daß wir zu den Guten gehören.

Francois machte sich von Legarde los, der ihn noch immer festhielt.

Höre, sagte er, ich glaube wohl, daß Du es gut und ehrlich mit mir meinst, und daß Du aufopferungsfähig bist. Ich muß Paris verlassen; hier, lies diesen Brief, den ich im Gefängniß von unbekannter Hand zugesteckt erhalten.

Francois übergab Legarde einen Brief, welcher Folgendes enthielt:

„Demoiselle Jeannette Dijou erwartet Sie, sobald Sie Ihr Gefängniß verlassen. Unter der Bedingung, daß Sie Frankreich verlassen, ist sie geneigt, mit Ihnen zu gehen, nach welchem Lande Sie wollen."

Sehr schön; sagte Legarde, aber der Brief hat keine Unterschrift; wo ist Jeannette Dijou?

Kannst Du mir sagen, auf welche Weise sie in jene Gesellschaft kam, in welche Du mich fast wider meinen Willen hineinzogest? fragte Francois.

Nein, das weiß ich wirklich nicht; entgegnete Legarde, ich wußte von ihrer Anwesenheit nichts; Bruder Robespierre hat sie mitgebracht, glaub' ich; der kann Dir nähere Auskunft geben.

Wo finde ich den?

Das wird Dir Papa Bubichan ganz gewiß sagen können, und es bleibt Dir daher auch gar nichts übrig, als meiner Aufforderung Folge zu leisten und mit mir zu Papa Bubichan zu kommen. Es ist seltsam, daß dem Briefe jede nähere Bestimmung und Bezeichnung fehlt; auch will es mir scheinen, als kenne ich die Unterschrift, aber ich weiß im Augenblick noch nicht zu bestimmen, wessen Hand es ist.

Papa Bubichan kann uns vielleicht auf die rechte Fährte helfen.

Ich muß Dir aber gestehen, sagte Francois, daß ich diesem Bubichan nicht recht traue.

Ich sage Dir aber, dieser dicke, einfältige Bubichan ist ein ganz patenter Kerl, ein Pfiffikus erster Klasse; alle Mouchards kennt er, mit allen hält er gute Freundschaft, und Du kannst Dich darauf verlassen, daß Du, wenn Du ihm etwas anvertraust, in fünf Minuten später verrathen bist.

Legarde, Du bist verrückt! rief Francois entrüstet aus; zu diesem Hallunken hast Du mich gebracht! Und nun machst Du mir gar den Vorschlag, wieder zu ihm zu gehen?

Ja, zu diesem Hallunken will ich Dich bringen; sagte Legard lachend, wenn Dich Bubichan verräth, kannst Du dessen sicher sein, daß die Mouchards Dich so lange in Ruhe lassen, so lange Du unter seinem Schutze lebst.

Wenn die Polizei aber so viel Rücksicht auf diesen Bubichan nimmt, warum ist sie doch zu uns eingedrungen?

Das kam daher, weil ein Verräther, oder vielleicht auch eine Verrätherin unter uns war; übrigens hat uns Bubichan vortrefflich herausgebissen; wir sind mit der Untersuchungshaft davongekommen, und

das will viel sagen in einer Zeit, wo der gute Espinasse die Gefängnisse und Cayenne bevölkert.

Du wirst mir erlauben, entgegnete Francois, Bubichan so lange für einen Verräther zu halten, so lange mir nicht das Gegentheil bewiesen ist.

Dummes Zeug, Düroc! Ich versichere Dir, Bubichan ist ein Goldmann; Du hättest ihn nur in den Junitagen sehen sollen, ich sage Dir, er kämpfte wie ein Löwe für's Volk.

Hast Du es gesehen? fragte Francois.

Muß man denn Alles mit eigenen Augen sehen, um es zu glauben? Andere haben es gesehen, und Narben hat er noch heute von den Wunden, die er damals empfangen. Uebrigens bürge ich Dir selbst für Deine Sicherheit; Du kannst wegen Bubichan wirklich ganz unbesorgt sein.

Gut; sagte Francois, ich werde jetzt zu ihm gehen, denn ich habe ja überhaupt keinen andern Ausweg.

Sie machten sich auf den Weg. Bubichan's Tabagie war wie gewöhnlich mit Besuchern angefüllt. Bubichan blinzelte Legarde an und schien ihm ein geheimnißvolles Zeichen zu machen.

Er ist jetzt zu sehr beschäftigt; sagte Legarde, auch sind hier immer Mouchards anwesend, denn die Locale, welche stark besucht werden, geben einen guten

Anhalt für die in Paris herrschende Stimmung. Jede Woche, ja zuweilen, wie z. B. jetzt, tagtäglich werden solche Berichte gemacht. Der Kaiser und seine Mouchards schleichen fortwährend hinter der Revolution her, die lassen dieses reißenoe Thier nicht einen Augenblick aus den Augen; es wird fortwährend gehetzt. O, dieser Napoleon weiß, daß die Revolution da ist, daß sie jeden Augenblick hervorbrechen kann, und das macht seine Stärke.

Zwei Schoppen? fragte Bubichan.

Zwei Fässer, meinetwegen, Goldmann; versetzte Legarde, ich habe einen colossalen Durst.

Francois hatte sich niedergelassen; er war sehr nachdenklich; es schien ihm jetzt, daß die Begegnung mit Legarde heute nicht zufällig war, aber warum war er in diesem Falle nicht offenherzig gegen ihn? Sowohl Bubichan als auch Legarde flößten ihm Mißtrauen ein.

Dieser hatte sich Bubichan genähert.

Ist unser Freund eingetroffen? fragte er leise.

Mitten in der Nacht.

Wo hast Du ihn untergebracht?

Im egyptischen Saal.

Zum Teufel, Du Schmeerbauch, da giebt's ja die meisten Ratten.

Aber er sitzt sicher.

Kennst Du den Menschen, der dort allein am Tische sitzt? fragte Legarde, auf einen großen, finster und brutal aussehenden Mann deutend.

Es ist Dijou; versetzte Bubichan ganz leise.

Der alte Dijou? Was will er hier? fragte Legarde.

Ich weiß es nicht, ich war aber auf seinen Besuch längst vorbereitet; nimm Dich in Acht. Sprich nicht laut mit Düroc und entfernt Euch bald.

Legarde begab sich wieder zu Francois.

Trinke; sagte er, wir wollen gleich aufbrechen.

Hast Du Bubichan in Betreff des Briefes ausgeforscht? fragte Francois.

Dazu ist jetzt nicht die geeignete Zeit, Freund, aber sehe Dir den Mann dort an; kennst Du ihn?

Nein.

Es ist der alte Dijou.

Francois sah Legarde eine Weile sprachlos an.

Der Galeerensträfling? fragte er dann.

Nun ja; derselbe.

Legarde, das ist nicht möglich. Dieser Mann ist Jeannettens Vater?

Nun, warum kommt Dir das so seltsam vor? Seine Zeit war, während Du im Kerker saßest, abgelaufen; er ist nach Paris zurückgekehrt.

Nun, dann rührt der Brief vielleicht von ihm

her? Sein Wunsch, daß seine Tochter Frankreich verlassen soll, wäre ein sehr natürlicher.

Francois Düroc hatte sich erhoben.

Legarde ergriff schnell seine Hand.

Wohin willst Du? fragte er.

Ich will mit dem Manne sprechen.

Sei kein Thor; Du machst Dich und seine Tochter unglücklich.

Wie meinst Du das?

Jeannette ist hier, um sich vor diesem Manne zu verbergen.

Legarde, Du betrügst mich!

Pfui Teufel, Mensch! Mich in einem solchen schmutzigen Verdachte zu haben!

Warum hast Du mir nicht gleich gesagt, daß Jeannette hier ist? Warum hast Du mir nicht offen erklärt, daß der Brief von Dir herrührt oder von einem andern Bekannten, denn offenbar kennst Du den Schreiber.

Nun ja, ich kenne ihn.

Warum also diese fortwährende Geheimnißthuerei? Warum diese Umwege, diese Lügen?

Legarde lächelte.

Das haben wir Pariser Alles von ihm gelernt; sagte er, auf gradem Wege strebt Keiner mehr seinem

Ziele zu; wir Pariſer ſind in der Schule des Cäſarismus alle gute Diplomaten geworden.

Und ſchlechte Menſchen.

Gewiß; ſehr miſerabel, durch und durch corrumpirt, das leugne ich nicht; aber ein andermal hiervon mehr, jetzt muß ich Dich fragen: willſt Du mit Deiner Jeannette oder mit ihrem Vater zuerſt reden?

Warum verbirgt ſich Jeannette vor ihm?

Das iſt eine merkwürdige Geſchichte.

Nun, ſo komm; ich werde das hoffentlich von ihr erfahren.

Francois und Legarde verließen die Tabagie; der Hausflur war ſo finſter, daß ſie von den neu eintretenden Gäſten kaum geſehen wurden, als ſie die Treppe hinaufſchlüpften.

Ehe wir Francois Düroc mit dem jungen Mädchen zuſammenführen, müſſen wir in unſerer Geſchichte wieder etwas rückwärts gehen.

Der alte Dijou war Feuer und Flamme, als er erfuhr, daß ſich ſeine Tochter vor ihm verſteckt hatte. Vergebens durchſchnüffelte er wie ein wildes Thier die Straßen von Paris; vergebens bot er Alles auf, die Spur der Verſchwundenen aufzufinden, ſelbſt bei Falconi war er einige Tage unſichtbar geworden, und erſt am ſechſten Tage ſtellte er ſich, des Suchens müde, bei ihm ein.

Er theilte seinem Meister mit, wie es ihm mit seiner Tochter gegangen war.

Nachdem Falconi aufmerksam zugehört hatte, sagte er:

Geduld, Dijou; sie wird sich Dir auf nicht lange entziehen können; wir haben Hände und Augen genug, um Alles zu erforschen, und Jeden zu erfassen, dessen wir habhaft zu werden wünschen. Du hast das Deinige gethan; da sie so widerspenstig ist, wird sie Gottes Strafgerichte nicht entgehen; Du aber mußt Dich jetzt anderen Dingen zuwenden.

Was soll ich thun? fragte Dijou, sein Haupt beugend.

Zuerst, mein lieber Dijou, ist es mir sehr darum zu thun, daß Du einigen Einfluß bei der Behörde erlangst, ohne daß man Deine Beziehungen zu mir kennt; man nimmt sehr gern Leute in's Corps der Polizei auf, welche Kaltblütigkeit und Muth mit einiger Kenntniß der Verbrecherwelt verbinden. Melde Dich also im Bureau der geheimen Polizei; sprich Dich offen aus; sage, daß Du eine Beschäftigung wünschest, um Dich ernähren zu können; berufe Dich auf Doctor Veuillot, hier ist seine Karte. Er wird, wenn bei ihm Nachfrage gehalten wird, für Dich das Mögliche thun; aber auf keinen Fall erwähne meiner.

Wenn man mich aber dennoch nicht annimmt? sagte Dijon.

Man wird Dich annehmen; ich bürge Dir dafür. Gehe sofort, Dijou; sollte man Dich abweisen, komme zu mir zurück.

Dijou machte sich auf den Weg; er wollte sich dem Chef der geheimen Polizei vorstellen, aber man wies ihn zurück; er gab die Karte ab, die ihm Falconi übergeben, es hatte keine Wirkung. Man war sehr vorsichtig in den Bureaux der geheimen Polizei; es wurde Niemand aufgenommen, wer nicht seine ergebenste, unbedingteste Hingebung an die herrschende Dynastie auf irgend eine Weise bewährt hatte.

Dijou kam unverrichteter Sache zu Falconi zurück.

Setze Dich; sagte dieser, Du sollst etwas schreiben.

Dijou nahm die Feder und wartete auf Falconi's Dictat.

Schreibe; sagte jetzt Falconi und begann zu dictiren:

„Dem Bureau der geheimen Polizei habe heute vergebens meine Dienste angeboten; ich wünschte dem Chef der geheimen Polizei vorgestellt zu werden, um ihm eine Eröffnung zu machen, man hat mich jedoch abgewiesen. Da ich aber Mittheilungen von großer Wichtigkeit zu machen

habe, und Gefahr im Verzuge ist, so bitte ich nochmals um eine Audienz."

Aber welche Eröffnungen soll ich denn machen? fragte Dijou erstaunt.

Siegele den Brief und gieb ihn auf die Post; sagte Falconi, natürlich füge Deine Adresse hinzu, und begieb Dich in Deine Wohnung. Innerhalb einer Stunde wird man Dich rufen. Dann sage: der Kaiser ist in Gefahr; Mazzini und andere Häupter der europäischen Verschwörung gegen Altar und Thron sind in Paris; in der Straße Montmartre werden die Versammlungen gehalten, Du seiest bereit, die Polizei dorthin zu führen.

Dijou stand da mit aufgesperrtem Munde.

Das soll ich sagen? rief er aus. Und wenn man mich beim Worte hält?

Nun, dann wird man finden, daß Du die Wahrheit gesagt.

Und welche Quelle soll ich angeben?

Keine; man möge Dich anstellen, Du würdest dann zeigen, daß Du Vertrauen verdientest; man würde Deinen Werth zu schätzen lernen.

Es ist gut; sagte Dijou, ich werde es thun; aber da Sie so mächtig, einflußreich und allwissend sind, werden Sie mir hoffentlich auch dazu behilflich sein können, meine Tochter zu erlangen?

Sei ohne Sorge, Dijou; wenn sie lebt, wird sie in Deine Gewalt zurückfallen.

Dijou kniete nieder; Falconi betete mit ihm und entließ ihn mit seinem Segen.

Schon war seine Macht über den Galeerensträfling so groß, daß dieser ihm blindlings gehorchte.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Es waren einige Tage nach dieser Unterredung verflossen.

Mitternacht nahte heran, und das unverwüstliche, lebenslustige Paris schickte sich an, sich zur Ruhe zu begeben.

Es giebt aber gewisse Straßen und Orte in Paris, wo Nacht und Tag kaum einen Unterschied macht.

Nach einem dieser Orte in der Straße Montmartre hatten sich auf verschiedenen Wegen von mehreren Punkten der Stadt aus wohl an hundert Männer begeben.

Jeder kam allein seines Weges, so daß sie wohl glauben konnten, das Auge der geheimen Polizei würde blind sein. Wenn sie sich auch zufällig in der Straße begegneten, so sprachen sie nicht mit einander, und nichts verrieth, daß sie mit einander bekannt waren; wenn Einer von ihnen soeben in das Haus

getreten war, dann ging der Nächste vorüber und kehrte erst nach einer Weile wieder um.

Die Eintretenden huschten über den Flur, welcher nur schwach erleuchtet war; im Hintergrunde desselben stand ein ältlicher Mann, ganz schwarz gekleidet; jede Gestalt, die an ihm vorüberhuschte, raunte ihm zu:

Jetzt und immer!

Sobald der Mann dieses Wort vernommen hatte, trat er auf einen Knopf, eine Thür öffnete sich und die Gestalt ging über einen Hofraum nach einem Portal. Hier stand abermals ein Mann in schwarzer Kleidung.

Diesem raunten die Eintretenden zu:

Rom und Paris!

Dann erfolgte ein dreimaliger Schlag auf eine metallene Platte mittelst eines Hammers.

Eine zweite Thür öffnete sich.

Der Eintretende schritt über einen langen Corridor, an dessen Ende ein dritter schwarz gekleideter Mann stand, und eine dritte Parole wurde gegeben:

Freiheit! Gleichheit! Humanität! Frieden!

Die Antwort lautete:

Einheit, Einigkeit und Unabhängigkeit!

Die Thür flog auf und eben so rasch wieder zu.

Die Eintretenden umgab schwarze Nacht.

Es vergingen wohl an fünf Minuten, dann rief plötzlich wieder eine Stimme:

Wer da?

Der Bruderbund der Völker!

Von welchem Grade?

Ein Wissender!

Eine Thür linker Hand öffnete sich, ein Lichtstrahl erhellte auf einen Augenblick wie ein Wetterleuchten die Finsterniß, und die Gestalt war verschwunden.

Der Nächste, welcher eintrat, sagte auf die zuletzt gestellte Frage:

Ein Leitender!

Es öffnete sich eine Thür rechts.

Man begab sich durch diese Thür und befand sich in einem mäßig großen Saal.

Um einen ovalen Tisch saßen plaudernd etwa ein Dutzend Männer, ernste, geistreiche Physiognomien, unter ihnen manche Persönlichkeiten, deren Namen in ganz Europa bekannt waren, Namen, an welche sich der unausgesetzte und energischste Kampf gegen die Despotie und Willkürherrschaft in allen Ländern Europas knüpfte.

Andere standen in Gruppen im Zimmer umher, mancher auch vereinzelt.

Jeder der Anwesenden war völlig schwarz gekleidet; ein kleiner Cypressenzweig, das Symbol des Märtyrerlebens, war an einem Knopfloch der rechten Seite befestigt.

Am obersten Ende des Tisches erhob sich jetzt ein ziemlich bejahrter Mann; es war der Präsident dieser Versammlung, seine Glocke kündigte den Anfang der Verhandlungen an.

Meine Herren, sagte er, unsere heutige Versammlung hat den Zweck, uns von dem Manne loszusagen, welcher aus einem Patrioten und Volkstribun ein Fanatiker der Revolution geworden ist, welcher in ewigen Anschürungen und Putschen das edelste Blut Italiens auf die Schlachtbank liefert, das Volk mit Mißtrauen erfüllt und durch immerwährende Niederlagen matt und kraftlos macht, den Despoten immer stärkere Waffen in die Hände liefert, den Enthusiasmus der hochherzigen Jugend zum Unglück Italiens ausbeutet — ja, meine Herren, wir müssen uns lossagen von Mazzini!

In der Versammlung gab sich eine tiefe Bewegung kund.

Meine Herren, rief eine Stimme aus der Mitte der Versammlung, ich protestire, und ganz Italien, dem dieser Mann jeden Athemzug seines Lebens gewidmet hat, und das ihn schwärmerisch liebt, protestirt

mit mir. Wenn die Freunde der Freiheit ihren ersten Tribun richten wollen, dann mag die Freiheit sich in Cäsars Toga hüllen und unter den Dolchstößen ihrer treulosen Söhne verenden.

Wir richten nicht Mazzini, den Volkstribun, rief der Präsident, wir richten Mazzini, den Volksfeind. Abermals sinnt er auf eine Erhebung Italiens, und abermals wird er viele edle Patrioten in's Unglück stürzen, ohne mit ihrem Blute der Freiheit Italiens irgend einen Nutzen zu bringen. Solchem wahnsinnigen Beginnen müssen wir, die Besonnenen, entgegentreten. Unsere Hoffnung beruht auf einem Anschluß an Sardinien und auf der Unterstützung und Freundschaft Napoleon's.

Ich protestire auch im Namen Italiens gegen Sardinien, rief der erste Opponent wieder, welches uns 1848 an Oesterreich und Frankreich verrathen hat.

Aber Victor Emanuel ist nicht Karl Albert! rief eine andere Stimme.

Ich aber erinnere an Mazzini's Worte; entgegnete der Erste. „Bettelt nicht, sagt er, um die Alliancen der Fürsten, sucht die Alliance Eures Volks."

Victor Emanuel meint es aufrichtig mit Italien; sagte der Präsident, die Zeit wird es lehren; Cavour ist ein Patriot; es hat Niemand das Recht, ihm zu mißtrauen.

Ich mißtraue Jedem, welcher in der Hofluft lebt! rief der Anhänger und Vertheidiger Mazzini's. Ich protestire eben so entschieden gegen ein Bündniß mit Napoleon, gegen denselben Napoleon, welcher die römischen Patrioten Antonelli's Blutdurst preisgegeben hat. Freunde, ich erinnere Euch daran, daß man hier den Mann richten will, welcher unter dem Beifallsgejauchze von ganz Italien vom Kapitol herab die Verfassungsurkunde des römischen Volks proclamirte, als Napoleon's Cohorten in die Stadt einzogen. Das Volk jubelte und weinte zugleich, denn die Geburtsstunde seiner Freiheit war — ihre Todesstunde. Das massenhaft versammelte Volk verschwand plötzlich von den belebten Straßen, die Fenster und Thüren der Häuser schlossen sich, und man vernahm keinen anderen Ruf als den: „Nieder mit Pius IX.! Fort mit den französischen Kroaten!" Rom wurde wieder in Fesseln geschlagen und zum Gehorsam gegen einen Antonelli verdammt, und Ihr, Ihr wollt diesem Volke jetzt zurufen: Macht ein Bündniß mit Napoleon, setzt auf ihn Eure Hoffnung?

Sehr wahr! Sehr wahr! rief jetzt eine andere Stimme. Auch ich protestire gegen Napolen! Nieder mit Napoleon!

Es war, als wenn der Blitz urplötzlich durch

das Dach des Hauses gefahren wäre; eine große Aufregung bemächtigte sich der Versammlung.

Wer war das? rief der Präsident. Wer sprach so im Namen Italiens?

Drohende Stimmen erhoben sich von allen Seiten.

Ich war es, Picard! der Mann, der am vierten December auf den Barrikaden gegen die betrunkenen Landsknechte Louis Napoleon's gefochten hat!

Napoleon's Vergangenheit ist vergessen! rief der Präsident. Er hat den Kosaken-Despotismus, der Europa beherrschte, gebrochen.

Und die republikanische Freiheit, die einzige, wahre, mögliche Freiheit hat er an seine Zuaven verrathen und verkauft.

Nun, wir sind keine Republikaner!

Dann seid Ihr Sklaven! entgegnete Picard.

Napoleon III. hoch! rief eine Stimme, und die meisten Anwesenden stimmten in diesen Ruf mit scheinbarer Begeisterung ein.

O, meine Herren, rief Picard aus, Sie singen da ein Grabeslied auf die Freiheit! Wie? Giebt es keine Republikaner mehr? Nein, ich kann mir selbst die Antwort geben, sie liegen in den Sümpfen von Lambasse und Cayenne. Auch ich gehe vielleicht dorthin, denn Paris verträgt nicht mehr den

Blick eines freien Mannes, und wer hier lebt, wird von der Servilität angesteckt. Paris ist durch seine Delila entmannt, man muß warten auf Paris zu zählen, bis dem armen blinden Simson die Haare wieder gewachsen sind. Wohlan, ich werde gehen und warten, wie die andern mir Gleichgesinnten, bis Paries, überdrüssig seines Rausches und seiner Fesseln, wieder der Löwe wird, dessen Gebrüll die Welt erzittern macht.

Jawohl, gehen Sie; rief der Präsident, wir wollen keinen Robespierre und keinen Murat mehr.

Jawohl; versetzte Picard, Sie wollen auch keinen Brutus und keinen Cato mehr.

Jetzt erhob sich ein Mann in mittleren Jahren, mit einem ausdrucksvollen Gesicht und der Stirn eines Denkers.

Freunde, rief er, ich, der intime Freund Mazzini's, der sein Leben abermals und abermals für ihn und Italien in die Schanze geschlagen hat, ich, der ich Mazzini liebe wie einen Bruder, auch ich sage mich von Mazzini los. Italien, die Welt braucht einen Mann, welcher den militärischen und politischen Genius besitzt, der zur Befreiung der Völker führt. Laßt einen solchen seinen Platz in der Armee nehmen, Italien zu den Waffen rufen, und es wird frei sein. Aber dieser Mann, der Washington Italiens,

soll erst erstehen, und er wird erstehen, da Italien in allen entscheidenden Epochen große Männer erzeugt hat. Italien ist reif zum Aufstande, zum Kampfe und zu den Opfern, die dazu gehören, seine Unabhängigkeit zu erkämpfen. Italien ist republikanisch durch seine Traditionen; in alten und in neuen Zeiten verdankt es seine Größe der Republik, aber wir müssen warten, bis das Volk so weit organisirt ist, um ihren Principien den Sieg zu verschaffen. Was aber Napoleon anbetrifft, so protestire auch ich gegen ihn im Namen Italiens, im Namen Frankreichs und im Namen aller Völker. Er kann nur die Welt zum Cäsarismus führen, aber ihr keine Freiheit bringen. Ja, meine Freunde, auch mein Ruf ist: Es lebe die Verbrüderung der Völker, aber nieder mit Napoleon!

Ein ungeheurer Tumult brach aus; drohende Hände erhoben sich.

O, ich fürchte Euch nicht; rief der letzte Sprecher, ich fürchte Niemand auf der Welt, ich bin Orsini, und ich werde meinen eigenen Weg gehen und siegen oder sterben!

In diesem Augenblicke entstand im Saale eine eigenthümliche Bewegung des Staunens und der Ueberraschung.

Ganz aus dem Hintergrunde des Zimmers trat ein hochgewachsener Mann, tief in einen Mantel ge-

hüllt, hervor, ließ denselben zurückfallen und nahm den Quäkerhut ab. Eine hohe, gebietende Stirn, feine, aber energievolle Züge wurden sichtbar, und unter mächtigen Brauen richteten sich seine großen flammenden, gebieterischen Augen voll Gluth und Zorn gegen den Präsidenten.

Tu sei Mazzini? rief dieser.

Si, sono! entgegnete er, und auch ich erkenne Euch, Mamiani, d'Azeglio, Gioberti! Ihr möchtet an meine Laufbahn Fluch und Makel heften, weil Ihr Schmeichler eines Monarchen seid, welcher seine Despotie damit entschuldigt, daß er seinen Thron auf einen revolutionären Boden habe setzen müssen. Aber es war, weil ihn das Volk nicht wollte. Auch ich hatte einen Thron auf einem revolutionären Boden begründet, aber freilich nicht den einer Dynastie, sondern die Republik; und könnt Ihr aus der ganzen Zeit meiner republikanischen Regierung in Rom ein einziges Todesurtheil wegen politischer Verbrechen citiren, oder eine einzige Verbannung, ein einziges Ausnahmegericht, eine einzige Suspendirung einer Zeitung auf Regierungsbefehl, eine einzige Antastung der Preßfreiheit? Bezeichnet die von einem Terrorismus ausgegangenen Befehle, citirt die barbarischen Decrete, citirt die Opfer — oder nehmt das Brandmal der Lüge auf Euch!

Auf diese Worte folgte ein Gemurmel des Beifalls.

Ihr macht Worte, fuhr Mazzini fort, aber die Thaten fürchtet Ihr! Ihr haltet die Befreiung Italiens durch Eure Unthätigkeit auf. Ihr seid nicht frei, Ihr habt keine individuelle Würde. Ihr seid elende Sklaven, welche die einzigen Mittel zu Eurer Befreiung aus Feigheit verschmähen. Ihr seid Sklaven im Denken, Sklaven im Sprechen, denn Euch fehlt die Freiheit dazu; Sklaven in jeder Eurer Bewegungen, denn jeder Gensdarm darf Euch verhaften. Ihr seid überall Sklaven, die Heloten Europas ohne Namen, ohne Vaterland und ohne Banner! Ihr wollt mich richten? Ich selbst sage mich hiermit von Euch los. Versucht es mit Napoleon und Victor Emanuel; ich werde mit dem Volke handeln!

Und Du wirst nichts erreichen, Mazzini! riefen mehrere Stimmen.

Euch fehlt der Muth! rief Mazzini.

Italien wird nie frei werden, wenn sich nicht die größte Besonnenheit mit dem Muthe verbindet. Die Freiheit eines Volkes springt nicht wie Minerva geharnischt aus dem Haupte eines Agitators, sie muß gezeitigt werden.

Ja, durch einen Napoleon!

Nein, durch Italien selbst! — Es lebe Victor Emanuel! — Hoch Cavour! — Hoch Sardinien!

Durch die stürmischen Rufe des größten Theils der Versammlung erdröhnten plötzlich drei Schläge an der Thür, dann folgte ein Schall wie dumpfes Trommelgewirbel.

Verrath! Verrath! ertönte es von allen Seiten.

Es erfolgten zum zweiten Male wiederholte Schläge an die Thür.

Fast in demselben Augenblicke wurde die Thüre aufgerissen, die Läufe von Pistolen und Degenspitzen wurden sichtbar; Waffengeklirr erdröhnte.

Das Licht erlosch. Ein geheimnißvolles Drängen machte sich am andern Ende des Saales bemerkbar, und dennoch schien Niemand den Saal zu verlassen. Aber man hörte das leise Geflüster von Mund zu Mund sich fortpflanzen:

Wer die Polizei fürchtet, folge!

Eine, wie es schien, unsichtbare Hand hatte Mazzini erfaßt und fortgezogen; dieser faßte eine andere Hand, und so bildete sich eine Kette. Plötzlich wurde der Saal wieder hell — fast alle Mitglieder der Versammlung waren noch anwesend; etwa fünf oder sechs fehlten, unter ihnen Mazzini und Orsini.

Für diesmal waren sie gerettet.

— — — — — — — — — — —

Falconi saß in seinem Arbeitszimmer, die Feder glitt in seiner Hand schnell über das Papier hinweg.

Es war eine seltsame, geheimnißvolle Thätigkeit, welche dieser Mann betrieb. Er schien sich Niemand völlig anzuvertrauen, er bediente sich niemals eines Secretärs, und dennoch hatte er täglich eine Menge Briefe zu schreiben. Wenn man ihn so beschäftigt hätte sehen können, wie er mit kleinen, zierlichen Buchstaben oft die schrecklichsten, auf Tod und Verderben gerichteten Worte niederschrieb!

Soeben hatte er einen Brief an den König Ferdinand von Neapel vollendet. Er kündigte diesem seinen Besuch an:

„Ich komme nach Italien, schrieb er, sobald ich das Gewebe zerrissen haben werde, an welchem die Revolution, in Paris permanent, arbeitet. Da Ew. Majestät so gnädig waren, mich wissen zu lassen, daß ich stets ein gern gesehener Gast in Gaeta sein würde, so kann ich es mir nicht versagen, Ew. Majestät persönlich meinen Dank und meine Bewunderung für die Energie und die Unbeugsamkeit zu zollen, mit welcher Allerhöchst Sie den leisesten Widerspruch gegen die königliche Autorität und Prärogative bestrafen und niederschmettern. O, wären doch alle Könige der katholischen Christenheit wie Ew. Majestät, und kein gesalbtes

Haupt brauchte auf seinem Throne zu zittern; die Revolution würde zur Mythe werden und die Völker wieder das sein, was sie zur Zeit des großen Gregor gewesen, eine gehorsame Heerde gehorsamer Hirten."

An Antonelli schrieb Falconi:

„Ich bin jetzt auch dadurch unserm göttlichen Vorbilde, unserm Erlöser Jesus Christus näher gerückt, daß ich zwischen zwei Verbrechern zwar nicht am Kreuze hänge (aber auch davor würde ich nicht zurückbeben, wenn es des Herrn Wille ist, daß mir also geschehe), aber doch zwischen ihnen mich bewege und lebe. Zwei ganz gemeine Verbrecher sind und sollen die Werkzeuge sein, deren ich mich im Interesse unserer heiligen Mutter, der Kirche, bedienen will. Ich bin eben dabei, den Einen, einen ehemaligen Galeerensträfling, einen Menschen von furchtbarer Entschlossenheit, für meine Pläne abzurichten. Er ist mir ganz ergeben. Ich kann mir auf das Kunststück, welches ich an ihm zu Stande gebracht habe, etwas einbilden. Ich habe aus einem Tiger ein Lamm gemacht, d. h. für mich und die Frommen. Gegen Alles, was Rebell, Abtrünniger, Ketzer heißt, ist er mehr Tiger als jemals, und es bedarf meiner ganzen Autorität, um ihn in seiner frommen Wuth zu zügeln.

Zehntausend solcher Menschen und einen Tilly! Was meinst Du, Eminenz? Ich meine, daß dann die Welt mit einem Schlage unser sein würde, denn solche zehntausend würden Millionen mit sich fortreißen. — — — Der Andere ist ein Judas durch und durch, und ich habe keine Hoffnung, ihn anders als durch Furcht und Interesse an mich zu fesseln. Er ist ein Heuchler und würde mich bei der ersten Gelegenheit um einige Silberlinge verrathen, wenn er nicht wüßte, daß ich stets bessere Preise als irgend ein Anderer bezahle. Aber er ist ein schlauer Mensch, besitzt ein angenehmes Aeußere und einschmeichelnde Manieren und ist in dieser Hinsicht der äußerste Gegensatz des Ersten. Aber auch eines solchen Menschen bedarf ich in meiner unmittelbaren Nähe. Ich kann Dir nur rathen, mir nachzuahmen, Dich und Rom von den Schmarotzern und Nichtsthuern zu befreien und Menschen an Dich heranzuziehen, die zu gebrauchen sind. Ich wiederhole es, Rom hat zu viele Müßiggänger. A propos! Aus Madagaskar habe ich gestern Nachrichten empfangen. Die englischen Missionäre haben sich des Königs Radoman ganz bemächtigt, aber für unsere Sendlinge ist das Volk, und wo die Völker auf unserer Seite sind, da kommen auch ihre Regenten zu uns. Auch von

dem Bischofe von Mainz ist ein Brief eingelaufen, Auf das katholische Deutschland können wir zählen. Es ist dem heiligen Vater treu ergeben. Aber mein ceterum censeo ist und bleibt: die Franzosen müssen aus Rom heraus und dafür Neapolitaner hinein. Die Franzosen verderben uns unsere Römer."

In diesem Style schrieb Falconi an den rothen Kardinal; seine Feder war, wie gesagt, ein Schwert, was sie schrieb, war Blut. Unaufhörlich spornte er zum Eifer und zur höchsten Energie an; dabei vergaß er nie die Hauptsache: geschäftliche Beziehungen zu erhalten und anzuknüpfen und von jeder Verbindung den möglichst großen materiellen Gewinn zu erzielen.

Es wurde Abend; Falconi zündete seine großen Kerzen auf den silbernen Leuchtern an, welche zu beiden Seiten des Crucifix standen; dann kniete er nieder und verrichtete sein Gebet. War es Christus, vor welchem er betete? Es mußte ein seltsamer Gott sein, dem sich die Seele eines Falconi hingab.

Nun verließ er seine Wohnung und begab sich nach einer der ältesten Straßen von Paris, in der Nähe der Tabagie „zur gelben Henne".

Hier stand ein einstöckiges altes Häuschen, welches für den Abbruch bestimmt und sogar schon theilweise abgetragen war; aber in Folge eines Processes

des Besitzers mit seinem Nachbar war der weitere Abbruch inhibirt worden, und Dijou hatte das Haus bezogen. Er wollte allein und abgesondert wohnen, und deshalb gefiel ihm das Haus, welches der Besitzer wieder mit einem Dache versehen ließ.

Falconi hatte ebenfalls einen Schlüssel zu diesem Hause, denn er hatte ein Zimmer für sich vorbehalten; ob dieses nur ein Manöver war, um seine eigentliche Absicht, jederzeit Dijou überwachen und überraschen zu können, zu verdecken, darüber konnte Dijou selbst noch nicht mit sich einig werden.

Falconi schloß auf; er that dies so leise, daß seine Absicht, nicht gehört zu werden, leicht zu errathen war.

Er trat über eine Art kleinen Corridor bis an die Thür einer Hinterstube, und blieb hier lauschend stehen.

Es war ihm, als vernehme er wimmernde, ächzende Laute; jetzt versuchte Falconi die Thür zu öffnen, aber sie war von innen verriegelt.

Nun pochte Falconi.

Aber die Thür wurde nicht geöffnet, man schien sein Pochen drinnen gar nicht gehört zu haben.

Jetzt hämmerte Falconi gegen die Thür, und nun endlich wurde diese geöffnet.

Bleich, mit verstörtem Gesicht, das Haar wild

aufgelöst, das Auge voll Thränen — so stand Jeannette vor ihm.

Was geht hier vor? fragte Falconi.

Jeannette sah Falconi heute zum erstenmale, aber sie hatte ihren Vater von ihm sprechen gehört, sie erkannte ihn sofort.

Ehrwürdiger Vater, sagte sie, Gott sei Dank, daß Sie kommen, der Vater rast, ich bin nicht im Stande, ihn zu beruhigen.

Man hat mir gesagt, daß Du ein ungehorsames Kind bist; versetzte Falconi, welcher nicht wenig erstaunt war, Dijou's Tochter hier zu finden; obwohl Du weißt, daß Dein Vater ein unglücklicher, von aller Welt gemiedener und verlassener Mann ist, hast Du Dich dennoch geweigert, ihm, wie es einem Kinde geziemt, zur Seite zu stehen. Nein, Du hast es vorgezogen, ein zügelloses, sündhaftes Leben zu führen. Ich finde also, daß der Zorn Deines Vaters gegen Dich durchaus gerecht ist.

Verruchte Dirne, wo bleibst Du? rief jetzt Dijou's donnernde Stimme.

Bleibe hier; sagte Falconi und trat in die andere Stube.

Dijou lag halb aufgerichtet auf einer Matratze; sein Gesicht war geschwollen und auf dem rechten Auge hatte er nasse Umschläge.

Sie sind es? sagte er überrascht, indem er Falconi mit dem linken Auge anstierte.

Was ist hier geschehen? fragte Falconi; Deine Tochter ist bei Dir und Du selbst bist übel zugerichtet; ich habe Dich seit zwei Tagen nicht bei mir gesehen.

Dieser Dirne wegen, die ich erwürgen werde! rief Dijou zornig aus.

Obgleich diese Worte, wie gesagt, mit äußerster Wuth ausgesprochen wurden, sagte Falconi doch mit der größten Ruhe und Salbung:

Beruhige Dich, mein Sohn; Selbstbeherrschung ist die erste Pflicht eines guten Christen. Erzähle mir zunächst, was vorgefallen, dann wollen wir weiter überlegen, was zu thun ist.

Jeannette, Schmachdirne, komm herein! schrie Dijou, sich erhebend.

Falconi stellte sich kerzengrade vor Dijou hin, dann sagte er, ihn fest ansehend, wie der Thierbändiger seinen dressirten Löwen ansieht:

Noch ein Wort des Zornes, und wir sind für immer geschieden!

Diese Worte waren so bestimmt, so kategorisch und energisch ausgesprochen, daß sie auf Dijou ihren

Eindruck nicht verfehlten. Er sank auf die Matratze zurück und stierte finster vor sich hin.

Ich will nicht, fuhr jetzt Falconi im selben Tone fort, daß Du Deiner Tochter ein Haar krümmst. Ich verbiete es Dir, dem Mädchen Schmerzen zu bereiten. Ihre Bestimmung ist nicht minder heilig, als die Deinige. Sie wird als barmherzige Schwester nach Toulon gehen. Ich werde ihretwegen mit der Kaiserin sprechen. Gewiß wird das Mädchen am liebsten an dem Orte wirken, wo ihr Vater so viele Jahre gebüßt und gelitten hat. Ich hoffe also, Dijou, daß Du Deine Tochter als der Kirche geweiht betrachtest und sie mit aller Liebe behandelst, so lange sie noch bei Dir sein wird. Jetzt erzähle!

Es ist mir sehr lieb, das zu hören; entgegnete Dijou scheinbar ruhig, aber dennoch mit gedämpfter und aufgeregter Stimme, aber vor allen Dingen ist sie ihrem Vater Gehorsam schuldig. Ich habe sie dafür gezüchtigt, daß sie mich verlassen hat. Gehorsam der Kinder gegen den Vater ist der Grundpfeiler aller Religin, das haben Sie selbst gesagt. Nachsicht an dem eigenen Kinde üben und gegen Andere streng sein, ist keine Kunst. Man muß sich selbst am eigenen Fleisch und Blut nicht schonen. Warum bin ich ein Mörder geworden und habe die schönste Zeit meines Lebens wie ein wildes Thier an der Kette

schmachten müssen? Nur deshalb, weil mein Vater mein aufbrausendes, widerspenstiges Temperament nicht zu mildern und zu zähmen verstand, oder nicht den Willen und die Kraft hatte, es zu können. In der Erziehung liegt Alles, und deshalb muß man bei seinen Kindern den Anfang machen.

Das ist allerdings ganz recht; entgegnete Falconi, ich kann diese Grundsätze nur billigen und freue mich derselben von ganzer Seele. Gehorsam ist die Grundlage der sittlichen Welt, und alle frommen Männer sind von diesem Principe ausgegangen; die Autorität ist auch der große Wahlspruch, den die Kirche auf ihr hochgehobenes Panier geschrieben hat, und wer nicht will, daß die menschliche Gesellschaft gänzlich zerklüfte und in völlige Gesetzes- und Gewissenslosigkeit ausarten soll, der muß uns helfen, dieses Panier aller Zeit voranzutragen. Es freut mich, daß Dein Verstand dies richtig aufgefaßt hat, und Du bist mir deshalb doppelt werth. Gott hat ja auch besonderes Gefallen an denen, so gestrauchelt haben und wieder auf die rechte Bahn gelangen durch Heiligung und Reinigung in ihm. Deshalb tadele ich auch keineswegs Deinen Zorn, insofern er sich gegen den Ungehorsam Deiner Tochter wendet. Aber so darfst Du nicht beginnen, mein Sohn; Du darfst es nicht vergessen, daß sie verwaist aufgewachsen ist;

erst mußt Du die Milde versuchen, ehe Du sie mit der äußersten Strenge behandelst. Sie soll unangefochten bleiben, so lange ich selbst nicht Strenge befehle.

Und es wird geschehen; entgegnete Dijou, indem er den Kopf beugte, ich habe Ihnen Gehorsam angelobt, ich werde mein Gelübde halten, obwohl ich mir auch ausbedungen habe, zurücktreten zu können, wann es mir beliebt. Aber wie wäre mir dies jetzt möglich, nachdem ich zur vollständigen Erkenntniß gekommen bin. Sie mag hereinkommen, ich werde ihr zeigen, daß ich selbst gehorsam bin und nicht allein Gehorsam fordere. Aber darauf bestehe ich, daß sie mir haarklein Alles erzählt, was ihr begegnet und was sie getrieben hat. Ich will auch den Buben, ihren Verführer, kennen lernen, und eben so soll sie mir mittheilen, wo sie sich bis jetzt versteckt gehalten hat. Das Alles soll sie mir sagen, und wenn sie sich dessen weigert, nun, dann ist sie noch nicht reif zu einem frommen Amt, und ich werde sie so lange züchtigen, bis sie Gehorsam gelernt hat.

Das ist allerdings richtig, entgegnete Falconi, und ich bin überzeugt, daß sie auch gehorchen wird, wir werden die Sache sogleich abmachen; aber ich möchte zuvor wissen, was eigentlich vorgefallen ist, denn ich sehe, daß Du verwundet bist. Wo fandest Du Deine Tochter?

O, das ist eine lange Geschichte; versetzte Dijou, ich habe die Dirne mit Gewalt hierher bringen müssen; gegen drei Leute hatte ich mich zu wehren, und ich glaube, daß Einer von ihnen unter meinen Händen geblieben ist.

Du hast Dich von Deiner Heftigkeit wieder allzusehr hinreißen lassen; sagte Falconi.

Ich hatte die Langmuth eines Lammes; rief Dijou aus, ich werde es Ihnen später erzählen, denn die Erinnerung an den Vorfall ist im Stande, mich rasend zu machen.

Falconi öffnete die Thür und rief Dijou's Tochter.

Dein Vater hat Dich, wie es scheint, hart angegriffen; sagte er zu dem noch immer zitternden, bleichen Mädchen, aber ich kann ihm nicht Unrecht geben, denn Du bist Deinem Vater Gehorsam schuldig, und was er von Dir verlangt, dazu hat er ein vollkommenes Recht. Also füge Dich seinem Willen, mein Kind; Du wirst nicht mehr lange an seiner Seite leben können, es ist mithin nur Weniges, worin Du ihm noch willfahren kannst. Ich habe es übernommen, für Dich zu sorgen; Du wirst als barmherzige Schwester in der Krankenstation im Bagno von Toulon fortan Deinen Wirkungskreis finden.

Mein Vater verlangt das Unmögliche; entgegnete Jeannette.

Inwiefern, meine Tochter? fragte Falconi.

Er will, daß ich eine Verrätherin, daß ich eine Spionin, daß ich eine Frömmlerin werden soll, und das ist gegen meine Natur.

Meine Tochter, sagte Falconi, Dein Vater wird nichts von Dir verlangen, was gegen die Religion wäre, Du wirst ihm also gehorchen.

Ich kann ihm nicht gehorchen! rief Jeannette verzweiflungsvoll aus.

Dijou sprang auf; der Mensch sah in seinem Zorne entsetzlich aus.

Du wirst es können, sagte er, Du wirst es lernen oder ich werde Dich zermalmen.

Und wenn Sie mich auch zermalmen; entgegnete Jeannette, Sie werden meiner Lippe nicht eine Silbe entreißen, welche einem Andern Schaden und Unglück bringen könnte.

Dijou wollte sich auf das unglückliche Mädchen stürzen; Falconi jedoch stellte sich zwischen ihn und seine Tochter.

Dijou, sagte er, ich befehle Dir Mäßigung. Ich werde die Sache übernehmen; Deine Tochter hat vielleicht einen Eid geleistet, nichts zu sagen, und ich will sie deshalb vor Allem fragen, ob dem so ist?

Nein, versetzte Jeannette, ich habe keinen Eid geleistet, ich folge nur meinem Gefühl. Ich werde niemals zur Verrätherin werden, und wenn der Vater mich durchaus hierzu machen will, wenn er etwas von mir verlangt, was ich vor meinem Gewissen nicht verantworten kann, dann bleibt mir nichts übrig, als das Aeußerste über mich ergehen zu lassen oder ebenfalls den Vater zu meiden.

Das ist allerdings sehr hartnäckig; rief Falconi aus, wenn Du bei dieser Ansicht verharrst, dann kann ich Dir nicht nützen. Vor Allem bist Du Deinem Vater Gehorsam schuldig, und ich versichere Dir, daß es Dein Gewissen nicht im geringsten belasten kann, wenn Du seine Fragen stets offen und ehrlich beantwortest. Du thust es nicht gern, das will ich zugeben, aber Dein Vater kann es nicht gestatten, daß irgend eine Falte Deines Herzens vor ihm verborgen bleibt. Er hat das Gefängniß als ein gebesserter, innerlich gereinigter Mann verlassen, er ist mit dem felsenfesten Entschlusse wieder in die Welt eingetreten, fortan in Gottesfurcht zu wirken und zu leben; er hat nun Dich, seine Tochter, im Schlamme der Sünde und Verworfenheit gefunden, und der Wunsch ist bei ihm lebendig, Dich auf den rechten Pfad zu bringen. Das ist ein ehrliches, verdienstliches Bestreben, bei welchem ich ihn unterstützen

werde. Es kann für Dich keine höhere Pflicht geben, als ihm zu gehorchen, gegen ihn offen und mittheilsam zu sein. Der Vater steht über dem Kinde. Also rede!

Nimmermehr! entgegnete Jeannette, indem sie ihre Rechte auf's Herz preßte. Ich weiß, daß mein Vater meine Mittheilungen nicht nach meinem Sinne benützen würde, und eben deshalb bin ich fest entschlossen, zu schweigen.

Dann mußt Du allerdings Gehorsam lernen, meine Tochter, rief Falconi aus, und ich überlasse Dich der ganzen Strenge Deines Vaters.

Falconi wandte sich, um zu gehen.

Nur aus einem Grunde will ich Dir noch Zurückhaltung und Mäßigung empfehlen; sagte er dann, indem er wieder einen Schritt zurücktrat, schone Dich selbst, Dijou, und laß Dich durch Widerspruch nicht allzusehr hinreißen.

Flüsternd fügte er dann hinzu:

Du könntest in Deinem Zorne leicht wieder einen Mord begehen; sie ist nur ein schwaches Mädchen, ein einziger Schlag kann leicht zu einem Todschlage werden. Laß ihr Zeit, sie wird schon gehorsam werden. Ich komme morgen wieder, dann kannst Du mir Deine Mittheilungen machen, jetzt schone Dich.

Falconi ging.

Dijou schloß die Thür; seine nachdenkliche, tiefsinnige Miene ließ erkennen, daß Falconi's Mahnung auf ihn Eindruck gemacht hatte und daß er darauf sann, wie er seine unglückliche Tochter behandeln sollte.

Er streckte sich auf seine Matratze aus, und tiefes Schweigen herrschte im Zimmer.

Jeannette saß neben ihm und fuhr fort, kalte Wasserumschläge auf sein geschwollenes Auge zu legen.

Ihrer Brust entrang sich oftmals ein tiefer, schmerzlicher Seufzer; man konnte ihr leicht ansehen, was sie litt.

Endlich schien Dijou mit sich einig geworden zu sein.

Du beharrst also dabei, sagte er mit scheinbarer Ruhe, mir den Gehorsam zu verweigern?

Jeannette schwieg.

Es ist gut; fuhr Dijou fort, es soll Dir nicht gelingen, mich ferner zum Zorne zu reizen; ich werde Dir zeigen, daß ich Selbstbeherrschung genug besitze, um mich meinem eigenen Willen unterwerfen zu können. Der fromme Mann hat Recht, ich könnte Dein Mörder werden. Ich habe aber nicht Lust, Deinetwegen noch einmal in's Bagno zu gehen. Ich werde die Sache anders mit Dir anfangen. Du wirst die Strafe für Deine Widerspenstigkeit stets selbst an Dir verrichten. Du wirst so lange eine Büßerin

sein, bis Du andern Sinnes geworden bist. Nimm die Scheere zur Hand, welche da vor Dir liegt.

Jeannette blickte entsetzt auf ihren Vater.

Nimm die Scheere, sag' ich; wiederholte dieser, sich aufrichtend und mit strenger Stimme, oder ist Dir auch dies nicht möglich?

Jeannette faßte die Scheere.

Schneide Deine Haare ab! befahl Dijou.

Jeannette sah ihren Vater an; sie schien zu glauben, daß sie ihn mißverstanden habe.

Du sollst Dir die Haare abschneiden! rief Dijou. Du brauchst keine so langen Haare zu tragen. Deine Bestimmung ist keine weltliche; Du brauchst Niemand zu gefallen; ich werde die Gefallsucht, die Eitelkeit aus Dir heraustreiben. O, ich weiß es sehr gut, Du bist aus Eitelkeit ungehorsam. Herunter mit dem Haar, sag' ich!

Jeannette streckte die Rechte aus — ihre langen kastanienbraunen Haare fielen herunter auf den Fußboden.

Das ist der Anfang, fuhr Dijou fort, aber wir sind noch lange nicht fertig; ich will der Welt zeigen, wie wenig Werth ich auf die äußerlichen Dinge bei meinen Kindern lege; aber gehorchen sollst Du mir. Du weißt, wo mein Barbierzeug liegt; hole es mir!

Jeannette erhob sich und brachte das Verlangte.

Wasser und Seife! befahl Dijou wieder, Du siehst, daß ich Dich rasiren will.

Jeannette begriff ihren Vater noch immer nicht, aber sie gehorchte.

Nun setze Dich hier nieder; ich werde Deine Toilette weiter ausführen.

Aus Jeannettens Augen perlten große Thränen; sie ließ sich nieder und beugte das Haupt.

Es herrschte Todesstille im Zimmer — nur das Zwicken der Scheere und das Rascheln des Rasirmessers ließ sich vernehmen.

Jeannettens Lippen zuckten, ihr ganzer Körper zitterte, aber kein Laut drang aus ihrer Brust, während ihre schönen langen Flechten unter der Scheere und dem Messer ihres Vaters fielen.

In diesem Moment meldete sich ein Besuch.

Jeannette blieb wie festgewurzelt sitzen; ihre Augen waren geschlossen.

Oeffne! ließ sich Dijou gebieterisch vernehmen.

Jeannette regte sich nicht.

O, ich werde Dich gehorchen machen; rief Dijou, ich werde Dich von jeder Eitelkeit befreien, ich werde Deinen Hochmuth dämpfen. Du sollst nicht mehr auf Dein schönes Gesicht pochen, welches Dich zur feilen Dirne gemacht hat. Von nun an soll Demuth Dein einziger Schmuck sein. Oeffne die Thür!

Jeannette raffte sich auf, sie wankte hinaus; gleich darauf ließ sich ein gellender Schrei vernehmen — dann nahten Männertritte.

Düroc trat in's Zimmer.

V.

Jeannettens Beichte.

Ich bin Francois Düroc, sagte der junge Mann mit fester Stimme, Mechaniker meines Faches, ich kann eine Frau meinem Stande angemessen ernähren, ich liebe Ihre Tochter und ich komme, ihre Hand von Ihnen zu erbitten.

Jeannette stand zitternd an der Thür; es schien, als wäre aller Lebensmuth von ihr gewichen.

Dijou blickte den jungen Mann finster an.

Wissen Sie nicht, daß ich im Bagno saß? sagte er dann; wissen Sie nicht, daß ich Galeerensträf=ling war?

Ich weiß es; versetzte Düroc, ich will mit Ihrer Tochter nach England zurückkehren, ich werde ihr eine anständige Existenz bieten, ich liebe sie — was geht mich die Welt an?

Seit wann kennen Sie meine Tochter? fragte Dijou.

Seit zwei Jahren.

Und Sie waren während dieser Zeit nicht in Paris?

Ich war in London.

Sie wissen also nicht, daß dieses Mädchen dort die Maitresse von einem halben Dutzend Wüstlingen war?

Ich weiß Alles; versetzte Düroc mit bewegter Stimme.

Nun, wenn Sie Alles wissen, dann werden Sie auch einsehen, daß sie nichts Besseres thun kann, als den Rest ihres Lebens der Buße zu widmen; sie wird zu den barmherzigen Schwestern gehen.

Sie versagen mir die Hand Ihrer Tochter? rief Düroc im höchsten Schmerze aus.

Sehen Sie denn nicht, versetzte Dijou, daß ich dabei bin, meine Tochter in Demuth und Gehorsam zu erziehen?

O, ich sehe — Sie haben sie ihrer schönsten Zierde beraubt! rief Düroc aus.

Nun, finden Sie noch immer, daß dieses Mädchen schön und liebenswürdig ist? fragte Dijou.

Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich mit ihr von hier sofort zum Maire gehen könnte.

Ah — Sie lieben sie sehr; aber werden Sie auch geliebt?

Ich habe darnach nicht gefragt.

Nun, so werde ich fragen. Jeannette, liebst Du diesen jungen Mann?

Nein, sagte Jeannette, ich liebe ihn nicht.

Du würdest ihm also niemals aus freiem Antriebe die Hand geben?

Niemals!

Aber, wenn ich Dir befehle, ihn zu lieben?

Dann würde ich ihn hassen!

Sie haben es gehört; wandte sich Dijou nun wieder an Düroc, kann ich unter diesen Umständen Ihnen meine Einwilligung geben?

Das können Sie; sie liebt mich nicht, das weiß ich, aber sie wird sich nicht sträuben, meine Frau zu werden.

Nun gut; ich werde mir die Sache überlegen.

Kann ich morgen früh wiederkommen? fragte Düroc.

Das wäre zu früh; kommen Sie nach einigen Tagen, aber sagen Sie mir zuvor, welcher politischen Richtung Sie angehören.

Ich habe mich von der Politik ferngehalten.

Sie sind kein Republikaner?

Nein.

Aber vielleicht sind Sie Legitimist?

Auch das nicht.

Sie waren bei keinem Aufstande betheiligt?

Doch; am zweiten December schlug ich mich — für das Volk und gegen Napoleon.

Gegen Napoleon; sagte Dijou, Sie standen also auf Seite Derer, welche die Anarchie wollen?

Ich stand auf Seiten Derer, welche Napoleon nicht wollten; ich stand auf Seiten Derer, welche den Meineid nicht wollten; ich stand endlich auf Seite Derjenigen, welche glaubten, daß in Frankreich sich die Dynastien überlebt und daß die Zeit der Freiheit und des Friedens gekommen sei.

Sie sind also ein Schwärmer, ein Phantast, ein Revolutionär; entgegnete Düroc, und ich würde Ihnen meine Tochter auf keinen Fall geben, wenn sie auch nicht eine andere Bestimmung hätte. Sie sehen, in welchem Zustande Sie jetzt ist; sie soll Gehorsam und Demuth lernen; die Eitelkeit ist die Quelle aller Sünden; und Sie haben übrigens gehört, daß Jeannette nicht einmal Neigung für Sie hegt. Gehen Sie und werden Sie ein braver Mann, Sie werden dann auch schon ein braves Weib finden.

Gestatten Sie mir, mit Ihrer Tochter ein paar Worte unter vier Augen zu reden; sagte Düroc.

Meine Tochter darf vor mir kein Geheimniß haben; versetzte Dijou, was Sie ihr zu sagen haben, mögen Sie ihr in meiner Gegenwart mittheilen.

Nun, dann sage ich Ihrer Tochter, rief Düroc aus, daß ich sie noch immer so innig liebe, wie früher, und daß sie zu jeder Zeit an meiner Seite ein Asyl finden wird.

Sie braucht Ihr Asyl nicht; sagte Dijou, sie wird es finden am Altar des Herrn und in seinem Dienste.

Sie wird es vielleicht zu suchen haben gegen die Grausamkeit eines Vaters, welcher einem religiösen Fanatismus verfallen ist; aber Sie werden es nicht zu Stande bringen, aus Ihrer Tochter eine Betschwester zu machen; Sie werden höchstens die guten Keime unterdrücken, die nie aufgehört haben, im Herzen Ihrer Tochter zu leben.

Düroc entfernte sich; Jeannette faltete die Hände, sie schien schmerzlich bewegt zu sein; die wilden, ungebändigten Leidenschaften, welche in dem alten Dijou noch immer tobten, kamen nach der Entfernung des jungen Mannes zum Ausbruch. Er war aufgesprungen, hatte seine Tochter beim Arme gepackt und auf die Erde geworfen, und die Unglückliche mit einem entsetzlichen Blicke ansehend, schrie er:

Knie nieder, Dirne, und beichte!

Es schien in dem Innern des sonst so lebenslustigen, jungen Mädchens seit einiger Zeit eine merkwürdige Veränderung vorgegangen zu sein; die

Rückkehr ihres Vaters aus dem Bagno hatte auf sie einen mächtigen Eindruck gemacht. In dem großen, frivolen Paris sich selbst überlassen, war sie gewaltsam in den Strudel hineingerissen worden, in welchem so viele hübsche Mädchen den Untergang finden. Es gab keine Autorität über sie, und plötzlich kam ihr Vater und packte sie mit der ganzen furchtbaren Gewalt seiner leidenschaftlichen Energie, die selbst die Ketten des Bagno bei ihm nicht zu unterdrücken vermocht.

Sie lag jetzt an der Erde, die Hände gefaltet, den Kopf gesenkt, aufgelöst in Thränen. Dijou war nicht gerührt, er starrte das Mädchen finster an, es schien sich bei ihm kein Funken von Liebe für sein Kind zu regen.

Während ich an der Kette lag, hast Du Deine Zeit in Sünden und Freuden verlebt; ich habe gelitten, Du hast genossen; jetzt kommt die Zeit der Buße für Dich. Erinnere Dich genau dessen, was Du während der letzten Jahre Schändliches gethan hast. Ich will Deine ausführliche Beichte hören.

Ja, murmelte Jeannette vor sich hin, ich will jetzt beichten, wenn auch nicht vor ihm, so doch vor Gott.

Dijou legte sich wieder auf sein Lager, machte sich selbst einen frischen Umschlag und schloß die Augen.

Es herrschte jetzt tiefe Stille im Zimmer, und Jeannette begann mit gedämpfter, leiser Stimme:

Als der Bruder, bei dem ich wohnte und der für mich arbeitete, verhaftet und nach Cayenne deportirt wurde, nahm sich Düroc, welcher mit dem Bruder befreundet war, meiner an. Er liebte mich und wollte mich heirathen, sobald er eine gute Existenz haben würde. Frankreich war ihm aber verleidet und er hoffte überhaupt in London einen besseren Boden für sein Fach zu finden; ich unterstützte seinen Plan und machte ihm Muth, da er mich nicht gern verlassen wollte. Er brachte mich zu einer alten Tante, wo ich bis zur Verheirathung mit ihm bleiben sollte; dann reiste er ab, glücklich in dem Gedanken, in England als freier Mann zu leben und dort für sich und mich einen Heerd zu gründen.

Ich kann nicht sagen, daß ich Düroc sehr liebte; fuhr Jeannette nach einer kleinen Pause fort, die sie dazu benutzte, ihre Thränen zu trocknen, ich war noch sehr jung, ich war ihm gut, weil er gut gegen mich war, und der Gedanke, daß er mein Gatte werden würde, befriedigte mich vollkommen, namentlich aber gefiel es mir, daß er in England leben wollte, denn ich haßte den Kaiser des Elends wegen, welches er über so viele Familien gebracht hatte, weil er auch meinen Bruder nach dem giftigen Lande verbannt

hatte, von wannen, wie ich gehört, Niemand lebend zurückkommt.

Düroc schrieb sehr oft an mich und ich an ihn; mit jedem Briefe stieg meine Theilnahme für ihn, ich war glücklich, wenn er schrieb. O, ich mußte ihn bald lieben lernen.

Eines Tages ging ich, was selten geschah, allein über die Boulevards, da begegnete mir eine glänzende Equipage, in welcher eine Dame saß; diese Dame grüßte mich, ließ halten und winkte mich heran. Ich erinnerte mich nicht, sie irgendwo gesehen zu haben.

Sind Sie Jeannette Dijou? fragte sie.

Ganz recht; ich bin es.

Ihr Vater befindet sich im Bagno?

Das ist leider der Fall.

Ihr Bruder ist in Cayenne?

Ach — ja.

Ihr Bräutigam befindet sich gegenwärtig in London?

Ganz recht — aber, mein Gott! — ich habe nicht die Ehre — Sie sind mir ganz unbekannt, gnädige Frau.

Steigen Sie ein, kommen Sie zu mir.

Ich? Aber ich bitte —

Kommen Sie nur, ich werde Ihnen gleich sagen, wer ich bin.

Ich stieg ein; alle Welt sah mich an, ich wußte nicht, weshalb.

Als ich im Wagen neben der Dame saß, sagte sie:

Sieh mich an, Jeannette; kennst Du mich nicht?

Ich war über diese Frauge erstaunt, noch mehr aber über Ton und Stimme.

Mein Gott, das ist nicht möglich! Sie haben allerdings einige Aehnlichkeit mit Marianne Herpes, aber Sie sind es nicht — nein, Sie können es nicht sein.

Ich bin es!

O, nicht möglich! Sie wären die Tochter der Blumenhändlerin beim Stadthause?

Dieselbe!

Und jetzt sind Sie eine große Dame?

Wie Du siehst.

Ach — wie Ihre Brillanten funkeln! — Sie sind verheirathet, Marianne?

Sie lachte.

Ja, wenn Du willst, sagte sie; ich habe wenigstens einen Mann, der mich unterhält!

Der Sie unterhält? Sie sind also eine Maitresse?

Mein Liebhaber, Jeannette, ist der Graf von Morny; ich war ein armes Mädchen, jetzt kann ich mir einen Mann nach Herzenslust wählen, denn der

Graf hat mir versprochen, mich glänzend auszustatten, sobald ich mich zu verheirathen wünsche.

Und Sie sind glücklich in dieser Lage?

Warum sollte ich das nicht sein, Du närrisches Kind? Ich kann mir Alles erlauben, meine tollsten Einfälle werden befriedigt, ich mache ein großes Haus; ich habe eine glänzende Garderobe, es sieht bei mir wie beiner Fürstin aus; ich habe eine Menge Diener; im Theater sitze ich neben den vornehmsten Damen; ich führe die Tafel eines Krösus — komm zu mir, und Du wirst sehen, welch ein beneidenswerthes Leben ich führe.

Wohl möglich — aber Dein guter Name, Marianne?

Mein guter Name? — Närrisches Kind, was ist heute ein guter Name werth? Giebt es wohl irgend einen Menschen, der einen guten Namen hat? Sieh' Dich um! Von der höchsten Spitze an wirst Du Niemand finden, der die Geltung, welche er genießt, nicht guten oder bösen Erfolgen zu verdanken hätte. Von einem guten Namen kann nirgends die Rede sein; weder das Weib noch der Mann legt heute einen Werth darauf; die Welt will genießen und strebt nach den Mitteln des Genusses; die Leidenschaften theilen sich zwischen Herrschaft und Liebe, dazu gehört aber Gold und Geld. Der Bettler und

der König — sie üben heute alle nur eine Kunst — die Goldmacherei!

Du sprichst sehr seltsam, Marianne, sagte ich; ich verstehe nicht, wie Du Dich so wunderbar in alle diese Maximen hineinleben konntest; laß mich nur wieder aussteigen; ich bin an ein einfaches Leben gewöhnt und befinde mich ganz wohl dabei; mein Francois hat gestern so hübsch an mich geschrieben; es ist ein so guter Mensch; sobald er einige tausend Francs erspart hat, will er mich heirathen.

Ach, Du närrisches Kind! Also auf Deinen Francois willst Du warten, um dann mit ihm zu hungern und im Staube der Straßen von London herumzukriechen? Du kannst ja Deinen Francois immer noch heirathen und Dich an seiner Seite plagen; für einen solchen Mann bist Du ja noch immer gut genug; im Gegentheil, er wird es Dir Dank wissen, wenn Du ihm Vermögen und eine schöne Ausstattung bringst, daneben auch Verbindungen, die ihm zu einer Carriere behilflich sein können. Ich habe es ja eben so gemacht; mich hat auch ein armer Teufel sehr geliebt, aber ich habe ihn auf einige Jahre zurückgestellt, und wenn er dann noch treu ist, nun, dann werden wir ja sehen. Du bist hübsch, Jeannette, Du kannst wirklich Dein Glück machen;

nun, also sei vernünftig; komme zu mir, es wird sich schon ein Liebhaber für Dich finden.

Nein, Marianne, das werde ich nicht thun, das wäre undankbar gegen meinen guten Düroc gehandelt.

Nun, dann schaffe Dir meinetwegen keinen Liebhaber an; aber Du kannst ja bei mir sein; Du sollst es ganz gut haben und ich werde Dich anständig honoriren, liebes Kind, denn ich gestehe, daß ich Dich sehr lieb habe; Du bist munter und piquant, und ich langweile mich oft ganz abscheulich.

Das wäre etwas Anderes, versetzte ich; zu Dir kommen kann ich schon; aber ich muß doch die gute Frau, die mich bei sich aufgenommen hat, davon in Kenntniß setzen.

Gewiß; wir werden gleich zu ihr fahren.

Wir fuhren bei der Frau vor; sie war fast sprachlos vor Erstaunen, als sie die elegante Equipage vor ihrer Thür halten und mich aussteigen sah. Natürlich vermochte sie nichts dagegen einzuwenden, daß ich bei einer so noblen Dame eine Stelle einnehmen wollte; ich ging, ihr Segen begleitete mich. Mir pochte das Herz, denn es sagte mir eine dunkle Ahnung, welch schlüpfrige Bahn ich zu betreten im Begriffe stand.

Marianne Herpes hatte nichts übertrieben; sie führte in der That ein glänzendes Haus, sie ließ so-

fort ihre Schneiderin kommen und mir eine kostbare Robe machen; sie selbst putzte mich und unterrichtete mich in der Kunst der feinen Toilette; sie that das Alles auf eine so herzliche, liebenswürdige Weise, daß ich gar nichts dagegen machen konnte. Ich mußte mich im Spiegel sehen und ihr Recht geben, als sie mich für schön erklärte. Sie prophezeite mir: binnen acht Tagen liegt der Vornehmste der Pariser Welt, den Du Dir wünschest, zu Deinen Füßen.

Diese Worte wurden wahr; aber es kam anders, wie Marianne wollte; der Graf Morny selbst war es, der zu meinen Füßen lag.

Ich wollte nicht undankbar gegen meine Freundin sein; ich schrieb an sie einen Brief, worin ich ihr erklärte, daß ich nicht zum Lohne ihrer Freundlichkeit sie betrügen und ihre Nebenbuhlerin werden wollte, und daß ich es deshalb vorgezogen, ihr Haus zu verlassen.

Ich wollte nun zu der guten Frau zurückkehren, aber zu meinem Schreck fand ich das Haus verschlossen; sie war an der Cholera gestorben. Nun blieb mir nichts Anderes übrig, als mir ein Zimmer zu miethen und mich nach Arbeiten umzusehen. In dem ersten Laden, in welchen ich trat, um den Principal um Beschäftigung zu ersuchen, fuhr soeben ein Wagen vor und der Graf Morny stieg aus. Ich hatte je-

doch eine Stellung eingenommen, daß es mir unmöglich war, den Grafen zu erkennen; er jedoch konnte mich durch den Spiegel sehen. Nachdem er einige Worte mit dem Principal gewechselt, verließ er das Magazin wieder. Der Besitzer des Geschäftes war nun überaus freundlich mit mir; er notirte sich meine Adresse auf und versprach mir, noch im Laufe des Tages sich bei mir einfinden zu wollen, um mit mir wegen Uebernahme einer bedeutenden Arbeit zu accordiren.

Ich ging erfreut nach Hause zurück, und wirklich fand sich am Nachmittage der Besitzer des Geschäftes ein, um zunächst, wie er sagte, sich bei mir umzusehen, ob ich eine angemessene Wohnung hätte, denn er beabsichtige, mir bedeutende Arbeit zu übergeben. Er ließ sich in ein Gespräch mit mir ein und fragte mich scheinbar sehr ernst, ob ich denn auch wirklich den festen Willen hätte, mich von der Arbeit zu ernähren? Ich fragte ihn, wovon ich denn sonst leben sollte, da ich keinen Ernährer hätte? Für schöne Mädchen finden sich in Paris stets Tausende von Ernährern, sagte er mir. Ich verstand, was er meinte, und wies Alles von mir ab. Selbst die Arbeit wollte ich nicht von ihm annehmen, denn ich glaubte, daß der Mann mich für sich gewinnen wollte. Erst als er betheuerte, daß er jene Aeußerung ohne alle Beziehung

auf mich und ohne jegliche schlimme Absicht gethan, einzig und allein aus dem Grunde, um meine Solidität zu prüfen, da entschloß ich mich, seine Anerbietungen anzunehmen. Er wollte mir nämlich eine Wohnung in seinem Hause einräumen und mir ein festes und anständiges Gehalt geben. Ich ging endlich auf sein Anerbieten ein, zumal er mir seine Frau als eine sehr liebenswürdige und gutmüthige Dame schilderte. Eine solche Stellung schien mir anständiger zu sein, als das Arbeiten im Hause, da ich jedes männlichen Schutzes entbehrte. Ich schrieb auch an Düroc und bat ihn um seine Meinung, und er gab mir den Rath, das Anerbieten des Kaufmanns anzunehmen, vorausgesetzt natürlich, daß seine Frau wirklich eine liebenswürdige und achtungswerthe Dame sei. Ich ging nun, wie ich mit dem Kaufmann verabredet hatte, zu ihm hin, um mich seiner Frau vorzustellen, und zugleich, um sie kennen zu lernen. Ich fand in der That eine freundliche, zuvorkommende Dame, und da ich auch ihr sehr zu gefallen schien, so ließ sie mich gar nicht wieder fort, sondern beorderte, daß meine Sachen geholt wurden. Ich wurde mit Güte und Freundlichkeit förmlich überschüttet, was mir aber auffiel, war der Umstand, daß ich gar nicht in's Geschäft gelassen wurde, sondern als Gesellschafterin der Frau des Hauses figurirte. Erst

nach vierzehn Tagen wurde ich in das Magazin gelassen; man hatte die Zeit inzwischen dazu benutzt, mich in die Geheimnisse des geschäftlichen Verkehrs einigermaßen einzuweihen; es gefiel mir nicht Alles, was mir die Dame sagte, aber es geschah auf eine Weise, daß ich, zumal bei meiner Unerfahrenheit, doch nie recht wußte, ob meine Auffassung nicht eine irrige sei. Auch war das Ehepaar so überaus freundlich gegen mich, daß in meinem Herzen kein Groll aufkommen konnte und daß ich mir selbst wegen meines Argwohnes Vorwürfe machte.

Sobald ich aber einen Tag in dem Magazin gewesen, wurden mir die Augen geöffnet. Ich sah mich zwar von ausgezeichnet hübschen, aber äußerst leichtfertigen und frivolen Mädchen umgeben. Zwar im Verkehr mit den Kunden des Geschäfts behaupteten sie Anstand und Sitte in untadelhafter Weise, aber im Verkehre unter sich selbst brach ihre moralische Verworfenheit in einem unerhörten Grade hervor. Mit Entsetzen erkannte ich, wo ich mich befand, in welche Hände ich gerathen; sämmtliche Mädchen des Geschäftes waren feile Dirnen und unterhielten hundertfache Liebschaften mit den Kunden des Geschäftes, zu welchen junge und alte Herren aus den höchsten Ständen der Pariser Gesellschaft gehörten. Ein junges Mädchen, welches mich zu bemitleiden

schien und noch nicht allen Sinn für Tugend und Scham verloren hatte, warnte mich und machte mich mit der Art der Geschäftsführung und mit der Weise vertraut, wie Madame ihr entsetzliches Kupplergeschäft unter der Maske einer anständigen Geschäftsdame betrieb. Mich ergriff nach diesen traurigen Enthüllungen Entsetzen und Schrecken; ich sann auf einen Plan, mich so schnell als möglich aus dem Geschäfte zu entfernen, aber vergebens, denn ich sah bald, daß ich unter der strengen Aufsicht der ältesten Mamsell stand, die auch nicht einen Augenblick mich allein ließ. Aus diesem Grunde war es den anderen jungen Mädchen auch nicht möglich, mir Rathschläge zu ertheilen, und so entschloß ich mich kurz und gut, der Madame bestimmt und energisch zu erklären, daß ich ihr Geschäft sofort verlassen würde.

Ich begab mich zu diesem Behufe in ihr Privatzimmer, als ich wußte, daß sie sich allein befand; denn fast alle Kunden gingen zu ihr hinein und dann wurde das eine oder das andere der jungen Mädchen hineingerufen und blieb wohl eine halbe oder eine ganze Stunde drinnen bei Madame. Ich fand sie also allein und erklärte ihr, daß es mir in der Gesellschaft ihrer Demoiselle nicht behagte, und daß ich sie ersuchen müßte, mich zu entlassen.

Zuerst stellte die Dame sich höchlich überrascht,

als sie aber sah, daß ich sie durchschaute, warf sie die Maske ab und erklärte mir, daß ich nicht gehen könne, denn sie habe mich auf ein halbes Jahr fest engagirt und mir sogar mein Honorar pränumerando ausgezahlt. Das war allerdings wahr; aber ich hatte noch das ganze Geld und erbat mich, dasselbe ihr zurückzugeben; sie erklärte jedoch auf das bestimmteste, daß sie sich auf nichts einlassen würde und daß ich meine Zeit bei ihr auszuhalten hätte.

Aber Madame, sagte ich entrüstet, Sie haben mir nicht gesagt, daß ich in eine solche Gesellschaft kommen würde, in welcher ein anständiges Mädchen sich ohne Erröthen nicht bewegen kann.

Madame erhob sich, und mich bei der Hand ergreifend und mit einem Basiliskenblicke ansehend, sagte sie:

Höre, Jeannette, ich habe es mit Dir gut gemeint, Du bist ein armes, verlorenes Mädchen; früher oder später wärst Du doch der Verführung anheimgefallen; Du warst, als ich Dich kennen lernte, bereits auf dem Wege —

O, ich bitte, Madame, sagte ich unter Thränen, ich habe nach ehrlicher, redlicher Arbeit gesucht, ich glaube nicht, daß das der Weg zum Laster ist.

Vergißt Du, daß Du bei der Maitresse des Grafen Morny warst?

Ich habe sie aus demselben Grunde verlassen, aus welchem ich Sie bitte, mich gehen zu lassen.

Thorheit, Jeannette, Thorheit; der Graf von Morny liebt Dich, er würde eine Million um Deinen Besitz opfern; aber er ist es nicht allein — eine andere, wichtigere und höhere Person hat mir erklärt, daß Du ihm gefällst —

Es ist sehr traurig, Madame, daß Sie solche Erklärungen annehmen.

Das Gesicht der Madame verzerrte sich auf eine so scheußliche Weise, daß ich entsetzt einen Schritt zurücktrat.

Du hast meine Handlungsweise nicht zu kritisiren, dummes Mädchen, sagte sie; Du wirst hier bleiben und mir gehorsam sein.

Das werde ich nicht, versetzte ich, alle meine Energie zusammennehmend; Sie werden mich gegen meinen Willen hier nicht zurückhalten.

Und Du wirst thun, was ich verlange, schrie Madame, oder ich werde Dich sofort als Diebin in's Zuchtsaus bringen lassen!

Als Diebin? rief ich erbleichend aus.

Jawohl, als Diebin; ich werde Dir nachweisen, daß Du mich bestohlen hast, und meine sämmtlichen Mamsells werden es bezeugen und beschwören.

O, das können sie nicht; sagte ich.

Du wirst sehen, was sie können. Ich lasse Dir bis zum Abend Bedenkzeit, ob Du mir widerspruchslos gehorchen oder in's Zuchthaus wandern willst. Jetzt gehe!

Ich begann jämmerlich zu weinen; sie trieb mich hinaus und rief sämmtliche Mädchen, eines nach dem andern, zu sich hinein. Als sie zurückkamen, schienen sie mich auf eine höchst auffällige Weise zu meiden. Man sah mich mit bedenklichen Blicken an und ich hörte sogar Eine der Andern zuflüstern:

Wir haben eine Diebin unter uns; es ist abscheulich!

Nun wußte ich, was passirt war. Die Intrigue, mich zum willenlosen Werkzeuge eines verworfenen Weibes zu machen oder mich zu verderben, war im vollen Gange; ich war ohnmächtig gegen solche Bosheit, ich war verloren. Was hätte es mir genützt, mich auf meine Unschuld zu berufen? Fünfzehn Zeugen würden gegen mich aufgetreten sein; jeder noch so unbefangene Richter hätte mich verurtheilt. Madame war eine in der Gesellschaft für höchst respectabel gehaltene und geachtete Dame, ich war ein armes Mädchen; o, ich fühlte es, was es heißt — allein zu stehen. Zwar einen Augenblick war ich entschlossen, Alles über mich ergehen zu lassen und dem entsetzlichen Weibe zu erklären, daß ich lieber

fälschlich als Diebin bestraft sein, als unter so verworfenen Geschöpfen leben wollte; aber wer hätte mir jemals geglaubt, daß ich unschuldig sei? Und welches Los winkte mir, wenn ich das Gefängniß verließ? Mein Vater im Bagno, — mein Bruder in Cayenne, und ich — eine Diebin! O, welch ein Fluch lastet auf uns, mein Vater, welch ein Fluch! — —

Jeannette sank, als sie diese Worte sprach, schluchzend an dem Bette ihres Vaters nieder; sie wurde von Convulsionen ergriffen; die Aufregung drohte sie zu tödten. Vielleicht zum erstenmale seitdem er im Bagno war, ergriff ihn ein menschliches Rühren. Er sah sein Kind vor sich, hilflos, ohne Schutz, ohne Vater, ohne Bruder, ohne irgend einen Engel, der ihr zur Seite gestanden hätte. Er sah, wie sie wacker und redlich gegen die Versuchung angekämpft — und er, der ihr natürlicher Beschützer ihr Rächer hätte sein sollen, er hatte sie verdammt und mit einer Roheit und Härte behandelt, mit welcher kaum ein Verbrecher gepeinigt wird. Sie war unschuldig an ihrem Falle, die Unglückliche. Sie mußte inmitten dieser frivolen Gesellschaft von Paris um so gewisser zu Grunde gehen, je tugendhafter sie war.

Dijou erhob sich; es geschah mit einer gewissen Zärtlichkeit, als er seine Tochter jetzt zu beruhigen

ſtrebte, er ſchien vor ſich ſelbſt zu erſchrecken, als er ſein bleiches, ſtarres Kind ſah, welches er ſo muthwillig ſeines Lockenſchmuckes beraubt hatte. Er hatte dem armen unglücklichen Mädchen Unrecht gethan, Jeannette war nicht auf die ſchlüpfrige Bahn des Laſters aus Eitelkeit und Genußſucht gerathen — ihre Tugend war gewaltſam, meuchlings gemordet worden.

Es währte eine gute halbe Stunde, bis Jeannette wieder zu ſich ſelbſt kam.

Halte inne; ſagte Dijou zu ihr, leg' Dich nieder; Du haſt die vorige Nacht bei mir gewacht, Du biſt müde und angegriffen.

O, es geht ſchon wieder; lispelte Jeannette, ich kann ganz gut noch eine Nacht wachen.

Ich will aber, daß Du Dich niederlegen ſollſt. Gute Nacht!

Dijou ſtreckte ſich aus und deckte ſich zu, aber Jeannette ſchien nicht gehen zu wollen.

Ich ſage Dir nochmals, daß Du Dich niederlegen ſollſt; befahl Dijou, die Geſchwulſt iſt ſchon bedeutend gefallen, die Umſchläge können ohne Nachtheil einige Stunden unterbrochen werden. Auch ich will ein wenig ſchlafen. Gehe!

Jeannette verließ das Zimmer und ging in ihr Kämmerchen; ſie legte ſich nieder und begann von

neuem bitterlich zu weinen. Endlich siegte die Natur über den Schmerz — sie schlief ein.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Jeannette war so sehr erschöpft, daß sie einige Stunden in einen tiefen Schlaf versank. Dijou wälzte sich ruhelos auf seinem Lager herum; einigemal war er im Begriff, sich zu erheben und seine Tochter zu wecken, aber er schien, seitdem er gehört, daß sie unfreiwillig dem Laster anheimgefallen war, von einer sanftern Regung beherrscht zu werden; sein ganzer leidenschaftlicher Haß und Grimm wandten sich den Menschen zu, welche sein unglückliches Kind so schändlich umstrickt hatten.

Er gelobte sich, an all diesen Menschen Rache zu nehmen, denn Dijou begann sich mehr und mehr als ein Werkzeug der Vorsehung zu betrachten; Falconi's Vorstellungen waren auf einen nur allzu fruchtbaren Boden bei ihm gefallen. Kaum konnte er die Zeit erwarten, die Fortsetzung ihrer Geschichte zu hören.

Als Jeannette erwachte, trat sie sofort an die Lagerstatt ihres Vaters; er fragte sie in milderem Ton, als er bisher mit ihr gesprochen, ob sie gut geschlafen und ob sie sich gekräftigt fühle; auf ihre Bejahung forderte er sie auf, in ihrer Geschichte fortzufahren, jedoch sollte sie neben ihm sitzen bleiben.

Jeannette begann wieder:

Als ich erkannte, daß aus den Händen des furchtbaren Weibes kein Entrinnen war —

Wie hieß die Frau? fragte Dijou.

Madame Margot.

Es ist gut; fahre fort!

Als ich also sah, daß ich verloren war, daß ich bei dem Weibe kein Mitleid fand, beschloß ich, mich an das Herz eines Mannes zu wenden, aber zuvor versuchte ich noch einmal, das Herz der Madame Margot zu rühren; ich umfaßte ihre Knie, ich bat sie unter Thränen, mich zu entlassen; aber statt meinen flehentlichen Bitten nachzugeben, öffnete sie die Thür, so daß mich sowohl alle Mädchen als die gerade im Magazine anwesenden Herren knien sehen konnten, und rief mit lauter Stimme:

Sie sind eine Unwürdige, Sie haben mein Vertrauen mißbraucht; ich werde Sie erbarmungslos der Polizei überantworten!

Ich war starr vor Schrecken und Entrüstung; ich erkannte sehr wohl, in welchem Sinne das Weib meine Hilflosigkeit ausbeutete; sie wollte die Leute glauben machen, daß ich etwas begangen hatte und sie um Verzeihung anflehte. Als ich mich erhob und endlich im Stande war, meiner Entrüstung Ausdruck

zu geben, ging sie in ein Nebencabinet, dessen Thüre sich plötzlich wie durch Zauber öffnete und von dessen Existenz ich keine Ahnung hatte; in meinem Zorne folgte ich ihr; aber nun schlug sie die Thüre zu, und den letzten Rest der Scham von sich werfend, erklärte sie mir, daß ich sofort den Besuch eines jungen vornehmen Mannes empfangen würde, und daß mein Schicksal von meinem freundlichen Benehmen gegen ihn abhinge.

Kaum hatte sie mir diese Eröffnung gemacht, als auch schon ein junger Mann vor mir stand; er machte wenig Umstände mit mir; ich stieß ihn zuerst mit tiefster Verachtung zurück; er höhnte und spottete, daß ich, eine Diebin, ein Mädchen, das entehrender Zuchthausstrafe verfallen, noch etwas auf Ehre gäbe; ich vergoß Thränen und bat um Erbarmen; ich rief Gott und Menschen um Hilfe an, vergebens; der Mensch, den das Weib zu mir hereingelassen, war ein Schurke, ein ebenso verworfenes Subject wie sie; ich mochte ihm noch so flehentlich meine Unschuld betheuern, ihm mit noch so beredten Worten darstellen, welche Falle die abscheuliche Frau mir gestellt, er blieb taub für Alles. Er mochte an meine Unschuld glauben, er war sogar überzeugt davon, aber er gab sich das Ansehen, als glaubte er nicht daran, und malte mir das Schicksal, welches meiner harrte, so entsetz-

lich aus, daß ich halb todt, betäubt, entsetzt, verwirrt, ohnmächtig und starr seine Beute wurde.

Dijou sprang auf. Er sah aus wie ein Tiger; er fletschte die Zähne; er ballte die Fäuste; er bebte am ganzen Körper.

Und wer war der Schurke? schrie er.

Jeannette blickte starr vor sich hin; die Erinnerung an die entsetzliche Lage, die sie geschildert, schien sie bewegungslos zu machen.

Ich frage, wie der Schurke hieß? schrie Dijou außer sich.

Favre! stöhnte Jeannette.

Favre; sagte Dijou, es ist gut; fahre fort!

Madame Margot hatte aber ihren Zweck noch nicht erreicht, dieser Favre sollte mich erst ehrlos und gleichgiltig gegen Tugend und Scham machen. Einen Monat lang wurde ich wie eine Gefangene behandelt; die schrecklichsten Drohungen vermochten nicht, mich zum willenlosen Werkzeuge der Madame Margot zu machen; aber ich wurde immer mehr umstrickt. Ich schrieb an Düroc und flehte ihn an, mich zu retten, aber mein Brief gelangte nicht an ihn, und endlich blieb mir in meiner Ohnmacht und Verlassenheit nichts Anderes übrig, als mich meinem Schicksal zu ergeben. Dieser Favre spiegelte mir vor, daß er mich liebte, und er versprach Alles für mich zu thun, wenn

ich die Seinige werden wollte; List und Gewalt wirkten zusammen, um aus mir zu machen, was ich endlich wurde. Nachdem Favre seine Absicht bei mir erreicht, begann meine Lehrzeit in der Frivolität; jede bessere Regung in mir, jede Scham wurde systematisch unterdrückt, und endlich wurde mir mitgetheilt, daß der Graf von Morny mich besuchen würde. So war also Alles geschehen, um mich zu einer Maitresse zu machen; von Anfang an hatte die schändliche Frau nur die Absicht, mich dem Grafen, der an mir ein Interesse genommen, zuzuführen. Da man ihm zu viel Ehre zutraute, um ein junges Mädchen gewaltsam zu ruiniren und gegen ihren Willen zu besitzen, mußte mich der scheußliche Favre erst gewissermaßen präpariren. Nun war ich so umstrickt, daß ich es als ein Glück betrachtete, mit einem so mächtigen und vielvermögenden Manne, wie der Graf war, in Berührung zu kommen. Ich wollte ihm die ganze Intrigue enthüllen und ihn anflehen, mich aus den Klauen des scheußlichen Weibes zu retten. Mit diesem Entschlusse erwartete ich seinen Besuch, aber ehe er kam, trat Madame Margot in mein Zimmer ein, welches ich bewohnte.

Jeannette, sagte sie, Sie werden sich gegen den Grafen über nichts äußern, was in meinem Hause vorgeht, ich kann Alles hören, das leiseste Wort, wel-

ches Sie sprechen; sollte es Ihnen einfallen, irgend etwas zu sagen, was mir mißfällt, dann störe ich nicht allein das Rendezvous — Sie werden sofort abgeführt werden; denn Sie mögen es wissen, Herr Favre gehört zur Polizei, er hat die Gewalt und das Recht, Sie abzuführen, und er wird Sie gründlich vernichten. Glauben Sie nicht, daß diese Worte etwa eine leere Drohung sind; es ist schon einem Mädchen so ergangen, welches glaubte, daß die Tugend stärker sei als meine Macht. Sie büßt jetzt dafür; sie war jung und schön, die Welt stand ihr offen; einer unserer reichsten jungen Männer wollte sie besitzen — jetzt schmachtet sie in der Conciergerie; sie wird den Kerker als altes häßliches Weib, mit Schande bedeckt, verlassen. Was hilft ihr ihre Tugend? Sie würde sie jetzt gern für einen geringeren Preis an den Mann bringen wollen, aber es ist Niemand da, der ihr einen Heller dafür giebt. Nehmen Sie ein Beispiel daran; fragen Sie Favre, ob diese Geschichte nicht wahr ist.

Ich zweifelte nicht daran; ich wußte vollkommen gut, mit wem ich zu thun hatte. Ich fühlte nur zu sehr, daß Düroc Recht hatte, welcher mir einmal sagte:

„Wir sind in Paris auf dem Zenith der Sittenverderbniß angelangt; Napoleon hat die Revolution

gebändigt, seine Soldaten haben seine Gegner niedergeworfen, aber die Tugend ist in Paris mehr blosgestellt als je, und die Moralität hat aufgehört, Anspruch auf den Schutz der Gesetze zu machen. Wenn auch nicht Alles feil ist, so giebt es doch mehr Leute als je, welche die Mittel und die Macht haben, sich Alles, was ihnen gefällt, anzueignen."

Ich fühlte jetzt, wie wahr Düroc gesprochen; damals hatte ich ihn nur halb begriffen, jetzt verstand ich seine Worte. Als mich der Graf besuchte, hatte ich den festen Entschluß, der Drohungen der Madame Margot nicht achten zu wollen; ich warf mich dem Grafen zu Füßen und bat ihn, mich aus diesem Hause fortzunehmen, dann würde ich Alles thun, was er von mir verlangte.

Nun, freilich; sagte der Graf, es ist auch mein Wunsch, daß Sie dieses Haus verlassen; Sie werden ihr eigenes Haus beziehen, mein Kind, Sie werden darin als Herrin schalten und walten; in acht Tagen wird Alles in Ordnung sein.

In acht Tagen! rief ich entsetzt aus, es ist mein Wunsch und sogar mein fester Wille, dieses Haus sofort zu verlassen.

Das geht nicht, meine Liebe; fiel mir der Graf in's Wort, das würde Madame Margot nicht zugeben.

Wie? Hat diese Frau über mich zu verfügen?

rief ich aus. Kann sie mich gegen meinen Willen zurückhalten?

Freilich, mein Kind; Sie haben einen Contract mit ihr gemacht —

Den sie selbst schmählich gebrochen hat.

Sie müssen sich fügen; entgegnete der Graf sehr ernst, werfen Sie sich nicht, meine Liebe, gegen den Willen der Madame Margot auf, Sie würden dabei nicht gut fahren.

Und Sie können mich gegen diese Frau nicht schützen? fragte ich. Sie wollen mich der Rache und der Infamie dieses schändlichen Weibes überlassen?

Aber was reden Sie da; Madame Margot ist durchaus achtbar, Sie sind es ja selbst, mein Kind, die mich hierher gerufen hat.

Ich? O, davon ist mir nichts bewußt.

Ist das Billet hier nicht von Ihnen geschrieben?

Nein; nicht eine Sylbe habe ich an Sie geschrieben.

Das ist also nicht Ihre Hand, meine Liebe?

Nein, durchaus nicht.

Der Graf lächelte.

Nun, sagte er, Ihr Wunsch soll erfüllt werden, meine Liebe; schon morgen werden Sie dieses Haus verlassen.

Bis morgen? O, Gott weiß, was bis dahin mit mir geschehen ist!

Was soll mit Ihnen denn während der Nacht geschehen?

Ich wollte dem Grafen nun erzählen, wie es mir in diesem schmachvollen Hause ergangen war; ich glaubte der Drohung der Madame Margot trotzen zu können; ich hatte schon so Vieles gesagt, ohne daß sie mich zu hindern vermochte. Ich glaubte, daß sie mich nur hatte einschüchtern wollen; aber in diesem Moment wurde die Thür stürmisch aufgerissen, und Madame Margot wurde sichtbar.

Sie trat zu dem Grafen hin, indem sie mir einen tödtlichen Blick zuwarf, und flüsterte diesem ein paar Worte zu. Der Graf sah mich seltsam an; auf seinem Gesichte drückte sich Staunen und Ueberraschung aus, — er sagte kein Wort, würdigte mich keines Blickes und entfernte sich stumm.

Ich wollte ihn zurückhalten, ich versuchte ihm zu folgen; aber Madame Margot hielt mich fest; ich schrie und riß mich mit der Kraft der Verzweiflung von ihr los, aber der Graf war bereits fort und Favre erschien.

Ich sank in Ohnmacht; die Aufregung, die Entrüstung, die Scham, die Furcht — alle diese Gefühle waren zugleich auf mich eingestürmt; als ich wieder

zur Besinnung kam, befand ich mich in dem Zimmer, welches ich zuerst bewohnt hatte, als ich zu Madame Margot kam.

Nur Favre war bei mir.

Jeannette, sagte er, ich habe über Dich gewacht und Dich gerettet; ohne meinen Widerstand würdest Du jetzt unrettbar verloren sein. Der Graf wird Dich fernerhin nicht mehr belästigen; er ist für immer für Dich verloren; aber dafür werde ich Dich von nun an ganz besitzen. Ich nehme Dich sofort aus diesem Hause; ich sorge für Dich; es wird Dir an nichts fehlen; Du wirst so reich und so glänzend leben, als wärst Du die Geliebte des Grafen; dafür rechne ich auf Deine Hingebung, auf Deine Treue. Ich verlange von Dir, daß Du das Vorgefallene vergessen, daß Du Dich mir rückhaltslos anschließen sollst; ich werde für Dich wirken und Deine leisesten Wünsche zu erfüllen streben. Dein Bruder ist in Cayenne; ich weiß, wie sehr Du ihn liebst, ich verspreche Dir, dahin zu wirken, daß er begnadigt werde. Ich frage Dich nun, willst Du mir angehören, aber nicht gezwungen, sondern freiwillig?

Ja, sagte ich fest und entschieden, wenn Sie mich sofort aus diesem Hause führen.

Komm', sagte er, folge mir!

Ich athmete auf. Er holte einen Schlüssel her=

vor und schloß die Thür auf, er führte mich aus dem Hause; ich sah Niemand mehr, weder eine der Demoiſellen, noch die schädliche Margot; aber ich flog hinaus, als könnte ich noch immer festgehalten werden. Favre führte mich zu einem Fiacre; ich athmete auf, als ich endlich an seiner Seite saß.

Wohin werden Sie mich bringen? fragte ich zitternd.

Ich bewohne ein hübsches Haus, sagte er, ich habe eine gemüthliche Wohnung; Du wirst Dich bei mir wohl befinden.

Ich seufzte, aber dennoch war ich froh, ich war aus den Händen der scheußlichen Frau gerettet; ich erkannte, daß Favre mich liebte — mein Argwohn gegen ihn begann je mehr und mehr zu schwinden, als ich sah, daß er Alles that, um mich vergessen zu machen, wie ich die Seine geworden.

Aber ich konnte nicht umhin, ihn zu hassen, und ich würde ihn verlassen haben, wenn er mich nicht durch die Versicherung, daß er den Bruder retten würde, an sich gefesselt hätte. Er sagte mir, daß der Bruder unrettbar verloren wäre, wenn nicht von Paris aus Befehl nach Cayenne gesendet würde, ihn zu schonen und für die Erhaltung seines Lebens die möglichste Sorge zu tragen; und selbst in diesem Falle müsse auf schleunige Rückkehr hingewirkt wer-

den. Er zeigte mir einen Befehl, der direct aus dem Ministerium hervorgegangen war, welcher darauf hinwirken sollte, dem Bruder ein Amt zu geben. Das Weitere, sagte er, würde sich finden; seine Rückkehr sei gesichert, jedoch rechne er auf meine unverbrüchliche Treue und Hingebung.

Ich kämpfte lange mit mir, was ich thun sollte, dann schrieb ich an Düroc; ich wollte ihn wenigstens von meiner Lage in Kenntniß setzen; ich konnte mir denken, daß mein erster Brief nicht in seine Hände gekommen war; ich verschwieg ihm nichts, denn ich rechnete nicht auf seine Liebe, aber ich zählte auf seinen Rath. Am selben Tage, an welchem ich den Brief fortsandte, kam Favre finster und mißmuthig nach Hause.

Jeannette, sagte er, Du bist ein verworfenes Geschöpf.

Was willst Du? fragte ich.

Hast Du mir nicht Deine unverbrüchliche Treue zugesichert?

Nun, ich frage nochmals, was Du willst?

Du bist eine Schlange!

Weshalb?

Du unterhältst eine Correspondenz mit Deinem früheren Geliebten!

Ich habe keinen früheren Geliebten.

O, Du leugneſt! Soll ich ihn Dir nennen? Nun?

Es iſt der Mechaniker Düroc in London.

Düroc iſt mein Freund, aber ich habe ihn nie geliebt; es iſt ein achtungswerther Menſch und der Freund meines Bruders —

O, ich weiß Alles, was Du geſchrieben haſt.

Du weißt? Ich bitte, das iſt nicht möglich.

Du ſcheinſt meine Macht ſehr zu unterſchätzen.

Nun, für einen Hexenmeiſter halte ich Dich allerdings nicht.

Düroc iſt ein Flüchtling, ein Revolutionär; wenn er nach Paris zurückkehrt, wird auf ihn gefahndet werden.

Das wird er wahrſcheinlich wiſſen.

Aber Du ſcheinſt nicht zu wiſſen, daß alle Briefe nach London, die nur einigermaßen verfänglich ſind, auf der Poſt von einer beſonderen Behörde geöffnet, geleſen und, im Falle daß ſie wichtige Notizen enthalten, copirt werden.

Ah — das habe ich allerdings nicht gewußt.

Ich habe in dieſem Bureau Beſchäftigung, das Schickſal von Hunderten und Tauſenden liegt in meiner Hand; ich vermag jeden Brief zu beſeitigen und zu vernichten; ich habe Deinen Brief an Düroc geleſen.

Das ist ein sehr verächtliches Gewerbe, welches Du betreibst, sagte ich; ich kann mir von dem Kaiser nicht denken, daß er, der stets so humane Redensarten im Munde führt, das Briefgeheimniß nicht achtet.

Du bist eine Närrin! sagte Favre. Was geht das Alles den Kaiser an? Er hat seine dienstwilligen Geister, die ihm dienen, ohne daß er mit den Wimpern zu zucken braucht. Aus Anhänglichkeit thun es natürlich die wenigsten; wer begeistert sich heute noch für einen Thron oder eine Krone, außer wer eine persönliche Freundschaft für die Hohen und Allerhöchsten hegt? Sie wollen entweder ihre Habsucht, oder ihre Eitelkeit, welche man auch Ehrgeiz nennt, befriedigen. Mancher thut es auch aus Lust am Herrschen, denn es spielt Jeder gern den Tyrannen in seiner Art, und wäre es auch nur gegen einen Hund oder im letzten Falle gegen ein unschädliches Insect.

Und Du, fragte ich, aus welchem Grunde hältst Du zum Kaiser?

Aus Lebenslust, mein Täubchen; es macht mir dieser Mummenschanz, den das Kaiserreich aufgebracht, unendlich vielen Spaß. Sieh' 'mal, es ist so komisch, dieses Paris von 1789, dieses Paris von 1830, dieses Paris von 1848 so zahm und fromm zu sehen. Diese Pariser, welche immer so schnell fertig wurden

mit ihren Herren und Beherrschern, diese Bastillenstürmer, diese Königsmörder, diese Guillotinenmenschen, diese Barrikadenhelden, wie sie sich ducken vor diesem Löwen-Bonaparte, vor diesem Straßburger und Boulogner Prinzen, über den sie früher so mitleidig die Achseln zuckten. Ah, dieser Napoleon ist ihnen etwas ganz Neues; er versteht die guten Pariser; er hat ihnen alle Kniffe abgesehen und abgelernt; er hat aber auch den anderen Monarchen in die Karten gesehen; er kennt die Welt. Er weiß recht gut, wie man mit dem Volke oben und unten fertig wird. Wie gesagt, die Sache ist spaßhaft; es freut mich, ein wenig mit dabei zu sein; und dann habe ich ja auch meine Existenz davon.

Du bist demnach ein kaiserlicher Beamter? fragte ich.

Allerdings; ich stehe im Solde des Kaisers.

Was bist Du denn eigentlich?

Nun, ich bin eigentlich das, was man einen Mouchard nennt.

Pfui! rief ich aus, indem ich Favre verächtlich ansah.

Man sieht, sagte er, wie unerfahren Du bist; viele unserer größten und einflußreichsten Männer im Polizeifache haben mit dieser niederen Carriere begonnen. Ich habe das Zeug dazu, meinen Weg zu

gehen. Ich kenne das Leben, ich kann sagen, daß ich Papa Louis ebenbürtig bin.

O, ein Mouchard ist ein verächtlicher Mensch; rief ich aus, ich kann mit Dir ferner nicht zusammenleben. Ich habe immer geglaubt, daß Du Dich nur aus Liebe zu mir habest verleiten lassen, mit der schändlichen Margot eine Intrigue einzufädeln; aber ich sehe, Du bist infam. Ich sage es Dir offen heraus, daß ich mit Dir ferner in keiner Gemeinschaft leben mag.

Du bist ein ganz närrisches Ding; versetzte Favre. Ich glaube nicht, daß Du mich verlassen wirst, weil ich ein Mouchard bin; wenn ich Dir die Leute nennen dürfte, welche nichts als Mouchards sind und an den Tischen von Königen und Kaisern speisen, Du würdest Augen machen.

Deshalb bist Du nicht minder verächtlich; ich kann fernerhin nicht mit Dir leben.

Und ich sage Dir, Du wirst mit mir leben und bei mir bleiben, so lange es mir gefällt! rief Favre heftig aus; es kostet mich nur ein Wort, und Dein Bruder fault in den Sümpfen von Cayenne. Mit Düroc wird es nicht besser gehen.

O, Du abscheulicher Mensch! rief ich aus, Du bist würdig, ein Bundesgenosse der Margot zu sein.

Gut, sagte er, daß Du mich an die Margot

erinnerst. Diese Margot würde was darum geben, wenn ich Dich oder irgend Jemand, den Du lieb hast, in ihre Hände liefern wollte.

Diese Margot ist eben ein solches Scheusal wie Du, versetzte ich; jetzt begreife ich, welche Rolle Du bei ihr spielst.

Nun, was ist? Wir arbeiten uns gegenseitig in die Hände; sie ist allerdings ein Scheusal; aber glaubst Du, daß das Kaiserreich sich der tugendhaften Leute bedienen kann, um sich zu halten? Glaubst Du überhaupt, daß irgend ein Thron der Welt sich auf die tugendhaften Leute stützt? Madame Margot leistet dem Empire wesentliche Dinste, und deshalb kann sie Dinge wagen, welche einer andern Dame sehr theuer zu stehen kommen würden. Aber das Kaiserreich drückt gern ein Auge zu, wenn es sich nur ruhig und sicher zum Schlafen niederlegen kann. Madame Margot ist eine äußerst gescheidte Dame, ich habe sie in Neapel kennen gelernt und ihr gewissermaßen meine Rettung zu danken; ich bin ihr deshalb ergeben, denn ich richte mich in Allem nach meinem Herrn und Meister Louis Napoleon; ich bin dankbar aus Klugheit und großmüthig aus Berechnung.

Ich aber hasse Dich! rief ich aus.

Du willst also brechen mit mir?

Ja, das will ich.

Gut, gehe; ich hindere Dich nicht; ich will Dich nicht verfolgen; nur eins geschieht; ich werde Madame Margot sagen, daß wir uns getrennt haben und daß ich kein Interesse mehr habe, daß Du unangefochten bleibest.

Du würdest mich also verderben lassen können, fragte ich, Du, dem ich Alles geopfert habe?

Aber nicht freiwillig.

Nun, ich liebte Dich nicht —

Ich aber Dich; o, glaubst Du nicht, daß mir die schönsten Damen von Paris zu Gebote stehen? Aber ich liebe Dich, Du weißt es.

Und doch könntest Du mich verderben?

Ja, ich könnte es, damit Du nicht in den Besitz eines Andern gelangest.

Ich wurde nachdenklich; ich sagte mir, daß ich einmal ein verlorenes, elendes Geschöpf sei und daß ich mich noch glücklich schätzen könnte, durch Aufopferung meiner Tugend meinen Bruder zu retten. Ich beschloß, bei Favre zu bleiben. Es vergingen Monate, ich lebte leidlich an seiner Seite; er behandelte mich wirklich gut, und ich sah wohl ein, daß er mich noch immer liebte.

Eines Tages kam er mir mit der Meldung nach Hause, daß wir am Abend einen Gast haben würden und daß ich ein stattliches Abendbrod besorgen sollte.

Er fand sich auch am Abend wirklich mit einem jungen Manne ein, den er mir als Herrn Afons von Verron vorstellte.

Der junge Mann hatte eine hübsche Tournure und ein feines, edles Gesicht, auch sein Benehmen war fein und weltmännisch; dennoch sah ich ihm an, daß er gedrückt war und sich in Favre's Nähe keineswegs behaglich fühlte. Auch mich schien er mit Mißtrauen zu betrachten.

Jeannette, sagte Favre, während wir mit einander aßen, Herr Alfons von Verron hat das Unglück, seine Frau verloren zu haben.

Ich condolirte.

Eine sehr hübsche, liebenswürdige Frau; fügte Favre hinzu, sie war gerade achtundsechszig Jahre alt, und ehe sie seine Frau ward, war sie des Herrn von Verron Tante; ist es ein Wunder, daß mein Freund tiefsinnig aussieht?

In der That, ich finde Herrn von Verron sehr tiefsinnig aussehend, entgegnete ich; aber sicherlich nicht wegen des Verlustes seiner Frau.

O, doch; rief Favre aus, ganz gewiß nur deshalb; denn denke Dir, Frau Julie von Verron besaß ein Vermögen von mehreren Millionen, so glaubte man, und jetzt, da sie todt ist, sind nichts als Schulden da, und nicht ein Cent bleibt für Herrn Alfons.

Darüber werden Sie sich aber doch zu trösten wissen, sagte ich zu unserm Gast, wenn Sie Ihre alte Frau los sind.

Meinetwegen, entgegnete der junge Mann, konnte sie noch ein Jahrhundert leben.

Natürlich, spottete Favre wieder, Sie wären dann wenigstens in dem Glauben geblieben, über Millionen verfügen zu können; diese Illusion ist jetzt hin.

Es ist nicht deshalb; entgegnete Alfons, meine Tante störte mich nicht; wir lebten ganz friedlich in einem und demselben Hause.

Und so lange sie lebte, fehlte es Ihnen nicht an Geld; fuhr Favre fort.

So war es in der That; sie ließ mich niemals in Verlegenheit, sie hatte immer Geld für mich.

Selbst wenn Sie die größten Thorheiten begingen; fiel Favre wieder ein.

Sie fragte nie darnach, wozu ich das Geld gebrauchte; ich brauchte nur zu sagen, so und so viel gebrauche ich, und es war zur Stelle. Nie quälte sie mich durch einen Vorwurf. Mein lieber Alfons, sagte sie, wenn sie mich mürrisch sah, Dir fehlt Geld. Wie viel? Die Summe konnte noch so groß sein, sie verzog keine Miene; das Geld war für mich da.

Dann ist es aber kaum glaublich, daß Ihre Tante nichts hinterlassen hat.

Es ist eben deshalb, weil sie so gütig gegen Herrn von Verron war, sehr glaublich; versetzte Favre, sie hat stets gegeben, so lange sie hatte, und ihr Vermögen war zu Ende, als sie starb, oder sie starb, als es zu Ende war.

Bei den letzten Worten sah Favre den Herrn von Verron sehr seltsam an.

Ich habe niemals auf ihre Verlassenschaft speculirt; sagte Herr Alfons.

War die Gräfin mit dem Doctor Drogue nicht stets befreundet? fragte Favre.

Allerdings; entgegnete Alfons.

Nun, Doctor Drogue ist ein Fuchs, sagte Favre, mit allen reichen Witwen hielt er es; er besitzt ungeheure Reichthümer —

Es ist Ihr Oheim, denke ich; fiel Alfons ein.

Er ist es; aber er liebt mich, seinen Neffen, keinesweges so zärtlich, wie Ihre Tante Sie geliebt hat, mein lieber Alfons. Er kann mich Hungers sterben sehen.

Nun, so viel ich weiß, haben Sie Ihren Oheim schon ungeheure Summen gekostet; entgegnete Alfons.

Früher, mein lieber Alfons, früher; sagte Favre, aber seit der Affaire von Neapel ist es aus mit un-

serer Freundschaft; nicht einen Franc werde ich von ihm erben; er hat ein junges Mädchen bei sich, und außerdem ist er ein sehr religiöser Mann und schwärmt für die Jesuiten.

So sind wir also jetzt so ziemlich in einer Lage; meinte Herr von Verron, wir haben früher im Gelde gewühlt, jetzt sind wir arm.

Nun, was mich anbetrifft, entgegnete Favre, so bin ich zufrieden mit meinem Lose; ich lebe glücklich mit meiner Jeannette, es fehlt uns an nichts; meine Einnahmen sind wirklich ganz bedeutend.

Es freut mich, dies zu hören; entgegnete Herr von Verron, was aber mich anbetrifft, so hoffe ich ebenfalls bald aus meiner verdrießlichen Situation herausgerissen zu werden, und zwar gerade durch Ihren Oheim.

Er hat Sie immer sehr lieb gehabt, mein lieber Alfons, und er ist in der Lage, Sie glücklich machen zu können. Ich würde es ohne Neid ansehen, wenn er Sie zu seinem Erben einsetzte, da ich ja doch nichts bekommen werde. Aber wie ist es mit der Signora Gribaldi? Sie waren ja verliebt in sie.

Ich war es; sagte Alfons seufzend.

Ist sie noch immer in Paris?

Sie ist noch immer hier.

Und hält noch immer treu zu ihrem Groiola?

Ueber alle Maßen.

Aber sie steht ja mit ihm in keinem Briefwechsel.

Woher wissen Sie das? fragte Herr von Verron.

Ich weiß es ganz genau; es scheint mir, daß Groiola gar nicht mehr am Leben ist.

Gewiß ist er das.

Nun, wo kann er leben? In London ist er nicht.

Aber vielleicht in Turin.

In Turin? Das scheint mir nicht gut möglich zu sein; warum ist die Dame dann nicht bei ihm? Wer behindert sie, zu ihm nach Turin zu gehen?

Das weiß ich nicht.

Nein, mein lieber Alfons, in Turin ist Groiola nicht; ich glaube vielmehr, unter uns gesagt, daß er sich heimlich in Paris aufhält.

O, das wäre seltsam! rief Herr von Verron aus.

Favre sah den jungen Mann wiederum sehr scharf an; ich bemerkte seine Absicht, ihn auszuforschen. Der junge Mann that mir leid; ich fühlte mich zu ihm hingezogen; es lag eine gewisse noble Ehrlichkeit auf seinem Gesichte, und ich konnte nicht umhin, ihm bei der ersten Gelegenheit zuzuflüstern:

Nehmen Sie sich ein wenig in Acht vor Herrn Favre, er ist ein Mouchard.

Als ich diese Worte ausgesprochen hatte, erbleichte

Herr von Verron. Er sah mich ernst und zweifelhaft an.

Sie glauben also nicht, daß Groiola in Paris ist? nahm Favre wieder das Wort. Nun, dann muß es nach meiner Meinung ein Leichtes sein, die junge Frau zu gewinnen. Wenn ich in Ihrer Stelle wäre, Alfons, ich würde das Aeußerste versuchen.

Wie meinen Sie?

Ich würde Sturm laufen; ich würde Gewalt gebrauchen — oder List.

List? Ich begreife nicht.

Wenn sie ihren Groiola so sehr liebt, suchen Sie zu erfahren, wo er steckt, und dann ängstigen Sie die Frau mit der Drohung, ihn zu verrathen.

Das wäre jämmerlich gemein.

Favre lachte.

Was ist jämmerlich gemein? rief er aus. Die Hauptsache bleibt immer, daß man seinen Zweck erreiche, namentlich bei einem hübschen Weibe. Sie brauchen ja aus der Sache keinen Ernst zu machen; natürlich, das würde nicht zu billigen sein; Sie benutzen nur die Umstände.

Das würde ich nie thun.

Auch nicht, wenn Sie wüßten, daß sich Signora Gribaldi Ihnen ergeben würde?

Auch dann nicht.

Sie sind ein Thor, Alfons.

Unsere Ansichten waren immer verschieden.

Nun, meinetwegen; dann sollten Sie es aber aufgeben, der jungen Frau Erklärungen zu machen.

Das geschieht auch nicht; ich besuche sie jetzt als Freund und nicht als Liebhaber.

Nun, das nenne ich mir eine Freundschaft, wenn Sie nicht einmal wissen, wo ihr Geliebter steckt.

Da ich weiß, daß Signora Gribaldi ein Geheimniß daraus macht, war ich nie so indiscret, darnach zu forschen.

Und Signora Gribaldi war nie so vertrauungsvoll, es Ihnen mitzutheilen. In der That, ein seltsames Freundschaftsbündniß.

Nun, ich bin der Signora freundschaftlich gesinnt; daraus geht noch nicht hervor, daß sie es mir ist.

Und wie befindet sich unsere kleine Marla? Sie waren doch auch einst in sie verliebt? Wie befindet sich die kleine Hexe?

Nun, Sie wissen doch, daß sie in Neapel ist, und daß sie mit dem Kronprinzen in einer sehr nahen Beziehung steht.

Hat sie noch niemals an Sie geschrieben?

Einigemale; sie bat mich wieder nach Neapel zu kommen.

Nun, Sie thaten es nicht, obwohl Sie verliebt waren?

Ich zog es vor, in Paris zu bleiben; ich glaube, eine Reise nach Neapel würde mir sehr schlecht bekommen sein.

Ei, weshalb?

Die Marla war wüthend auf mich; verschmähte Liebe verwandelt sich bei einem Weibe sehr leicht in grimmigen Haß.

Auch bei einem Manne; bemerkte Favre.

Gewiß, aber doch seltener; ich weiß, daß wenn ich nach Neapel gehe, mir keine Wahl mehr bleibt zwischen Tod oder Unterwerfung unter die Despotie eines buhlerischen Weibes.

Aber Sie liebten ja doch die schöne Schauspielerin.

O, ich liebte sie, wie man so manches liebt; man wünscht einen Augenblick lang, es zu besitzen, und betrachtet es mit gleichgiltigen Augen, sobald der Besitz gesichert ist.

Die Unterredung stockte, das Abendbrod war verzehrt und Favre flüsterte mir zu:

Bringe den Wein und empfehle Dich; sage, daß Du Kopfschmerz hast; verlasse die Wohnung, jedoch in einer anderen Toilette; warte in einer angemessenen Entfernung auf Herrn von Verron und gehe ihm nach; merke Dir, wohin er sich begiebt. Sollte

er in einen Fiacre ſteigen, thue dies ebenfalls und verliere ihn nicht aus den Augen. Merke Dir, wo er abſteigt.

Nun erſt fiel es mir auf, daß Favre einige Flaſchen Wein geöffnet und dann wieder ſorgfältig zugekorkt und verſiegelt hatte. Es ſchien mir, daß der Wein darauf berechnet war, unſern Gaſt geſprächiger zu machen. Ich nahm ein paar andere Flaſchen und ſetzte diejenigen, welche ich bringen ſollte, bei Seite; dann zog ich mich zurück und wechſelte meine Toilette. Es war das erſte Mal, daß Favre mich dazu gebrauchen wollte, ihm in ſeiner Spionirerei zur Seite zu ſtehen, und ich war feſt entſchloſſen, dieſes Amt nicht auszuüben.

Dann und wann ſchlich ich an die Stubenthür und horchte; das Geſpräch wurde ziemlich lebhaft geführt, aber ich konnte nur abgebrochene Sätze hören.

Nach einer Viertelſtunde brach von Verron ſchon auf; ſobald ich das merkte, verließ ich unſere Wohnung und erwartete ihn. Er nahm keinen Wagen, ſondern ging zu Fuß. Ich folgte ihm durch einige Straßen, und nachdem ich mich überzeugt hatte, daß wir von Favre nicht verfolgt wurden, trat ich an Herrn von Verron heran.

Meine Stimme zitterte und er erkannte mich nicht gleich, da er keine Ahnung haben konnte, daß

ich neben ihm stand; er mochte mich für ein leichtfertiges Mädchen halten.

Herr von Verron, sagte ich, Sie erkennen mich nicht; ich bitte aber auch, mich nicht zu verkennen.

Er stutzte, als er seinen Namen nennen hörte.

Sie wollen sich vielleicht zur Signora Gribaldi begeben? fragte ich.

Madame, wer sind Sie? fragte er betreten.

Nehmen Sie sich in Acht, fuhr ich fort; es haben, wie es scheint, mächtige und einflußreiche Personen ein Interesse daran, den Aufenthalt der Signora Gribaldi oder Ihre Verbindungen kennen zu lernen.

Mein Gott, sind Sie nicht Madame Favre?

Um Vergebung, mein Herr, ich heiße Jeannette Dijou.

Sie sind nicht Favre's Gattin?

Nein, Zwang fesselt mich an ihn, aber ich bin hier, um Sie vor ihm zu warnen.

O, ich weiß, ich kenne den Herrn Favre; nachdem er sein Vermögen durchgebracht, nachdem ihm sein Oheim die Thür verwiesen, hat er sich zum Polizeispion machen lassen. Ich weiß das sehr wohl, meine Dame —

Sie wußten es, und doch sind Sie jetzt auf dem Wege zur Signora Gribaldi?

In der That, ich bin auf dem Wege dorthin.

Herr Favre weiß noch nicht, wo sich die Signora aufhält?

Ich merkte wohl seine Absicht, da ich aber weiß, daß sich Signora Gribaldi hier unter fremdem Namen aufhält, habe ich mich wohl gehütet, ihren Aufenthalt zu verrathen.

Sie haben daran sehr wohl gethan, und jetzt, da Sie wissen, woran Sie mit Herrn Favre sind, wünsche ich Ihnen gute Nacht.

Darf ich, Fräulein Dijou, wissen, worin der Zwang besteht, der Sie an Herrn Favre's Seite fesselt?

O, das ist eine lange, eine trostlose Geschichte.

Sie wollen mir dieselbe nicht anvertrauen?

Ich bezweifle durchaus nicht Ihre Ehrenhaftigkeit, aber in diesem Augenblick? Ich muß auch wieder zu Herrn Favre zurückkehren, wenn ich nicht seinen Verdacht erregen will.

Sie haben Recht; wir werden uns an einem andern Orte wieder treffen; ich bitte Sie sehr, mir ein Rendezvous zu bestimmen, vielleicht kann ich Ihnen nützlich sein.

Wir könnten uns nur an einem Vormittage sprechen, und am sichersten in der Wohnung des Herrn Favre; er ist gewöhnlich den ganzen Vormittag nicht

zu Hause, und käme er zufällig, dann hat Ihr Besuch nichts Auffälliges.

Das ist wahr; nun, ich werde mich schon morgen einfinden.

Wir trennten uns; Favre hatte mit großer Ungeduld und Spannung meine Rückkehr erwartet.

Nun, wohin begab er sich? fragte er.

Ich weiß es nicht, ich habe ihn aus dem Gesicht verloren.

Jeannette, Du betrügst mich!

Seltsame Idee! Ich war ihm durch mehrere Straßen gefolgt, bis er mir im Gewühle verschwand; ich konnte doch unmöglich in der Nacht in auffälliger Weise hinter einem Herrn hergehen und mich an ihn drängen.

Teufel; nun ist mein ganzer Plan zerstört, meine ganze Berechnung über den Haufen geworfen.

Welcher Plan?

Ich muß um jeden Preis den Aufenthalt Groiola's kennen lernen; zuvor aber muß ich die Signora Gribaldi in meine Gewalt bekommen.

Ist Groiola ein Gegner des Kaisers?

Das eigentlich nicht; der Kaiser steht mit Victor Emanuel sehr gut und er würde, wie mir scheint, eine Erhebung Italiens zu Gunsten Victor Emanuel's begünstigen, und da würde Groiola und selbst Gari-

baldi mit Napoleon gemeinschaftliche Sache machen. Aber der König von Neapel giebt ein Fürstenthum darum, diesen Groiola in seine Gewalt zu bekommen, und wenn es mir gelingt, ihn in die Hände der neapolitanischen Polizei zu liefern, bin ich ein gemachter Mann, Jeannette.

Und Du bedenkst nicht, wie unglücklich Du den Mann und die arme Signora machst?

Mein liebes Kind, entgegnete Favre, wenn man stets den Gutmüthigen spielen will, dann bringt man es zu nichts in der Welt; man wird höchstens von allen Leuten benutzt. Es möge Jeder für sich sorgen. Was ist die Welt, das Leben? Eine Jagd nach Raub. Von den Millionen Menschen, welche auf der Welt sind, stehen nur immer zwei oder drei, oder sechs, wenn es hoch kommt, in einer so innigen freundschaftlichen Beziehung, daß sie sich für einander opfern könnten; alle Anderen suchen sie auszubeuten und ihnen das Möglichste für ihre eigene Existenz abzugewinnen und abzujagen. Jeder möge sehen, wie er sich gegen das große Raubthier, seinen Nebenmenschen, zu wehren vermag. So betrachte ich das Leben. Was ist mir die Existenz eines Andern? Ich habe für die meinige zu sorgen.

Das ist eine abscheuliche Praxis! rief ich aus.

Abscheulich — nun ja, von einem gewissen Stand-

punkte aus mag sie abscheulich aussehen; aber im Grunde ist sie der Inbegriff der ganzen Weltgeschichte. Alle großen bedeutsamen Existenzen haben unzählige kleinere verschlungen und ihr Glück hierauf gegründet. Siehe Dir unsern Kaiser an. Hat er Frankreich nicht umgestürzt und gewissermaßen auf den Kopf gestellt? Welche Opfer hat der zweite December gekostet, und von da an — wie viele Existenzen mußten zur Befestigung seines Thrones zu Grunde gehen? Wie viele brave Leute verschmachten in Cayenne? Es fällt mir gar nicht ein, diese Leute zu verdammen. Es sind sicher ganz brave, biedere Menschen darunter; aber Napoleon war einmal im Zuge, seine kaiserliche Existenz wurde eine geschichtliche Nothwendigkeit oder, wenn Du lieber willst, sie war auf der Tagesordnung, und unter den Gestirnen funkelte der Glücksstern des zweiten Empire. Da mußten alle Hindernisse weichen, alle Existenzen zu Grunde gehen, die sich ihm entgegenstemmten; und wird ihn die Geschichte deshalb verdammen?

Jawohl, das wird sie! rief ich empört über diese Lebensanschauung aus; die Lobhudler und Schmeichler der Gewalt werden verstummen vor dem Richterspruche der Geschichte.

Das werden sie nicht. O, Du kennst die Geschichte nicht, Jeannette; die Geschichte selbst ist eine

feile Dirne; sie verkauft sich an die großen Herren, und von ihnen mit allem möglichen Flitter ausgestattet, schmeichelt sie ihnen bis über das Gedächtniß der Zeit hinweg. Und wer will dann noch die Quelle der Lüge und der Wahrheit erforschen? Wer will dann noch sichten und sondern, daß kein Irrthum, keine Verkennung, keine Uebertreibung mehr möglich ist?

So lange wir einen Gott haben und so lange es Menschen geben wird, rief ich aus, wird die Bosheit ihre Verdammung finden!

Je nachdem; doch was wollen wir uns streiten? Du denkst wie ein Weib und ich wie ein Mann. Ich strebe darnach, etwas zu vermögen und zu gelten, und wenn ich günstige Umstände und Verhältnisse zu benutzen verstehe, muß es mir gelingen, so hoch wie möglich zu steigen. Ein solches Streben macht das Leben interessant, und wenn Du mir in dieser Auffassung beistehst, wirst Du Theilhaberin meiner Erfolge. Du wirst mein Weib, denn ich liebe Dich, Jeannette; Du bist klug und verständig und hast auch Deinen Kopf für Dich. Ein Weib, welches immer mit mir gleicher Meinung wäre, würde mich wirklich zu Tode langweilen.

Ich werde nie mit Dir gleicher Meinung sein; ich werde niemals eine schlechte Handlung und schlechte Motive gutheißen und billigen. Gieb Dein häßliches

Amt auf, werde ein ehrlicher Mann, Favre, dann ist eine Verständigung und eine Harmonie zwischen uns möglich, in anderem Falle niemals.

Ich bin ein ehrlicher Mann; rief Favre aus, mein Geschäft ist so ehrlich wie eines. Ich habe die Pflicht, dem mir anvertrauten Amte getreu zu sein. Das bin ich.

Gehört es auch zu Deinem Amte, dem Könige von Neapel getreu zu sein? fragte ich.

Ich bin gegen die Revolutionäre; versetzte Favre, ich hasse die Revolutionäre, es sind Träumer, Schreier, Allerweltsbeglücker, welche die Menschheit in Verwirrung stürzen, ohne irgend etwas Solides und Reelles anfzubauen. Ich hasse sie, weil diese Narren der Freiheit und der Gleichheit ein Privilegium auf Weisheit und Tugend zu haben glauben. Ich diene der Regierung gegen die Revolution, und den Monarchen, wo sie immer thronen mögen, gegen die Revolutionäre.

Dann müßtest Du ja auch dem Kaiser Alexander von Rußland gegen die Polen dienen? fragte ich.

Nun, gewiß; versetzte Favre.

Und Napoleon beschützt die Polen, mithin müßtest Du den Kaiser an den Czaren verrathen.

Favre lachte laut auf.

Jeannette, sagte er, man sieht, wie unschuldig Du noch bist; von der Politik der Großen hast Du

natürlich keine Ahnung. Denkst Du denn, daß Napoleon es ehrlich mit den Polen meint? Glaubst Du, daß irgend ein Monarch für eine unterdrückte Nation einen Finger rührt, so lange er nicht für sich selbst einen Zweck, einen Vortheil dabei erkennt, der zuweilen mit dem Wohle der Nation einen zufälligen Zusammenhang hat, viel öfterer aber diesem geradezu entgegenläuft? Wenn ein Potentat einer Nation zu Hilfe kommt, dann kannst Du darauf rechnen, daß sie aus der Charybdis in die Scylla kommt.

O, Napoleon hat für die tapferen großherzigen Polen und für die unterdrückten Italiener Sympathie! rief ich aus.

Närrin; für Victor Emanuel mag der Kaiser Sympathie haben, und überhaupt muß er doch etwas für die Carbonari thun, zu denen er ja auch einstmal gehörte. Im Innern wird der Kaiser nie und nimmer auch nur ein Tippelchen von seiner Unbeschränktheit opfern. Er ist davon so überzeugt, daß man die Franzosen nur regieren kann, indem man sie niederhält und ihnen nur dann und wann ein unterhaltendes Spektakelstück aufführt, wobei die guten Pariser auch ihre Rolle bekommen, daß er von dieser Politik niemals abweichen wird. Aber nach außen hin wird er bald einen großen Coup machen —

Mag der Kaiser thun, was er will; sagte ich,

ich werde ihn niemals lieben; er hat seinen Thron auf einen Eidesbruch gegründet; er hat meinen armen unglücklichen Bruder nach Cayenne geschickt, er hat so unendlich viele Väter, Mütter und Frauen unglücklich gemacht. O, ein geschlagenes und getretenes Volk vermag nicht laut aufzuschreien, aber die Flüche, Verwünschungen und Thränen hallen aus der Tiefe empor für Jeden, der ein aufmerksames, aufhorchendes Ohr hat. Laß mich. Ich will mich nicht in die Politik mischen; ich bin ein armes, vernichtetes Wesen; ich kann mich an Deiner Seite nicht glücklich schätzen, wenn Du Dein entsetzliches, Dein schmachvolles Gewerbe nicht aufgiebst.

Obwohl Favre sich alle mögliche Mühe gab, mich zu überzeugen, daß sein Beruf eben so ehrenvoll wie jeder andere sei, so gelang ihm dies dennoch nicht; und da er sah, daß ich nicht zu überreden war, wurde er ärgerlich und drohte mir, mich zu tödten, wenn es mir jemals einfallen sollte, seine Pläne zu durchkreuzen.

Höre, sagte er dann, Herr von Verron wird noch einmal zu uns kommen; er ist ein excentrischer Mensch, er verliebt sich gar leicht in jede Schürze; ich glaube, er hat sich auch in Dich verliebt; das ist ihm nun allerdings nicht zu verargen, das habe ich ja eben so gemacht. Wenn Herr von Verron kommt,

werde ich ihn wieder mit Wein regaliren, und Du wirst gegen ihn so liebenswürdig wie möglich sein. Ich lasse Euch ein Weilchen allein; ich hoffe, daß es Dir gelingen wird, herauszubekommen, wo sich Signora Gribaldi aufhält.

Ich wollte eine Antwort geben, wie solche der Entrüstung, die ich empfand, angemessen war, aber ich hielt das Wort auf der Zunge zurück; ich bedachte, daß die Rettung von mehreren Menschen vielleicht von der Bedächtigkeit meines Benehmens abhing. Ich gab keine Antwort; Favre schien mein Schweigen als Einwilligung hinzunehmen.

Am andern Morgen besuchte mich Herr Alfons von Verron; ich erzählte ihm meine Geschichte und er fühlte die lebhafteste Theilnahme für mich. Er rieth mir, Favre zu verlassen und nach London zu entfliehen, wo weder er noch die schändliche Margot Macht über mich haben würden. Er sei überzeugt, sagte er, daß Düroc sich nicht von mir abwenden würde, da ich vielmehr das vollste Mitleid als Verdammung verdiente. Die Kosten zur Reise wolle er mir vorstrecken; aber ich sagte ihm, daß ich mich niemals so erniedrigen würde, einen Mann um Verzeihung zu bitten; ich fühlte auch, daß Düroc mich nicht lieben könne, und ich selbst fühlte keine Liebe für ihn.

Sie lieben Favre? fragte von Verron erstaunt.

Ihn am allerwenigsten, aber ich bin nicht stark genug, gegen die Intrigue, die mich an ihn gefesselt, anzukämpfen.

Sie wollen also wirklich bei Favre bleiben? fragte er.

Ich muß wohl.

Sie müssen? Sie lassen sich durch seine Drohung schrecken?

Nun, auf wessen Schutz kann ich, die Verlassene, mich stützen?

Auf den meinigen.

Sie sind sehr gütig, Herr von Verron, versetzte ich lächelnd; aber so viel ich einsehe, sind Sie selbst sehr schutzbedürftig.

Sie haben Recht; aber ich bin nicht so ohne allen Einfluß, wie Sie glauben; wenn ich meine Verbindungen benützen will, kann ich jederzeit eine einflußreiche Stellung erhalten.

Aber nicht als Ehrenmann?

Ehrenmann? Freilich, darnach muß man jetzt in Paris nicht fragen; es ist jetzt hier Alles feil; man braucht nur der augenblicklich herrschenden Gewalt zu schmeicheln und die Fähigkeit durchblicken lassen, ihr zu schaden, so ist man ein gemachter Mann. Was der Kaiser nicht vertilgen kann, das kauft er

um jeden Preis, und wenn ich will, bezahlt er mich sehr theuer.

O, Sie wollen auch ein Mouchard werden? fragte ich.

Seien Sie unbesorgt, ich habe nicht das Zeug dazu; aber wenn Sie sich in meinen Schutz begeben wollen, dann werden Sie sehen, daß ich Herrn Favre nicht zu fürchten brauche.

Gut, Herr von Verron, versetzte ich; wenn ich mit Herrn Favre breche, dann werde ich mich an Sie wenden; es könnte sein, daß dieses bald geschieht, und vielleicht gerade Ihretwegen.

Meinetwegen?

Herr Favre wird Sie zu morgen wieder einladen.

Und ich werde natürlich kommen.

Sie würden besser thun, nicht zu kommen; er wird Sie trunken machen und Ihnen Ihr Geheimniß zu entreißen trachten.

Welches Geheimniß?

Alles, was Sie auf dem Herzen haben.

O, ich werde mich hüten.

Ich bin dennoch überzeugt, Sie werden Ihre Signora verrathen.

Was denken Sie von mir?

Ich wette.

Keine Folter würde mir etwas zu entreißen vermögen.

Es wäre wünschenswerth; wenn Herr Favre Signora Gribaldi erreichen kann, dann ist sie morgen in seiner Gewalt.

Ich werde sie nicht verrathen und er wird sie nicht erreichen; versetzte Herr von Verron, aber ich komme morgen zu Ihnen.

Er nahm Abschied von mir; es war mir ganz eigenthümlich zu Muthe; ich hatte niemals für einen Mann so viel Zuneigung empfunden; Herr von Verron gefiel mir; ich glaubte, daß ich auch auf ihn einigen Eindruck gemacht. Nur war mir sein Verhältniß zu der Signora Gribaldi nicht ganz klar, aber ich hoffte, dahinter zu kommen. Ich wollte nun auch meine kleine Intrigue spinnen; seitdem ich von Verron kennen gelernt, war mir das Los, welches mich an Favre knüpfte, doppelt lästig geworden; ich erkannte immer mehr, daß er mir zuwider war; nur der Gedanke an den unglücklichen Bruder hielt mich noch immer ab, mit ihm vollständig zu brechen.

Als von Verron am nächsten Tage wiederkam, war ich von Favre in Bezug auf die Rolle, welche ich zu spielen hatte, vollständig unterrichtet, ich jedoch auch fest in meinem Entschlusse, meine eigene Comödie zu spielen.

Favre war ausnehmend lustig und aufgeräumt, er trank viel; es schien, daß er sich selbst in eine eben so heitere und ausgelassene Stimmung versetzen wollte, wie seinen Gast. Ich war hierüber einigermaßen verwundert. Ich hatte ihn für kalt, vorsichtig, berechnend gehalten, und jetzt, wo es für ihn galt, ein vorgesetztes Ziel zu erreichen, verlor er, wie es schien, alle Herrschaft über sich selbst.

Es war gerade das Umgekehrte von dem eingetroffen, was ich vermuthet hatte; von Verron blieb nüchtern und Favre wurde vollständig berauscht; es währte nicht lange, da machte er das dümmste Zeug, warf sich auf die Erde und plauderte die seltsamsten Dinge her.

Jetzt sind wir so weit; flüsterte mir Herr von Verron zu, nun werden wir wissen, was er eigentlich von uns, das heißt von mir und Ihnen, will. Denn daß er Sie nicht liebt, das steht fest. Ein Mensch seiner Art kann unmöglich aufrichtig und mit Aufopferung lieben.

Und Sie sind so nüchtern, Herr von Verron? sagte ich verwundert.

Ich habe die Weinflaschen vertauscht; entgegnete er lächelnd, ich wußte, woran ich war; Herr Favre hat nichts gemerkt. Doch hören Sie!

Favre hatte die Augen geschlossen; man hätte

glauben können, daß er schlief, wenn er nicht gesprochen hätte.

Wir hörten Beide mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, denn es waren in der That seltsame Dinge, die Favre ausplauderte.

Signora Groiola, sagte er, ich nehme keine Million dafür, daß ich Sie habe. Jetzt sind Sie in meinen Händen. Ich verlange Lösegeld von Ihnen. Sie besitzen zehn Millionen — zehn Millionen. Ich kann Ihnen Alles vorrechnen. Im Palaste zu Rom haben Sie anderthalb Millionen nach dem Tode Ihres Mannes gefunden. Sie waren gut versteckt, die anderthalb Millionen, aber Sie hatten eine gute Nase, schöne Signora, Sie haben Alles gefunden.

Favre lachte wild auf und schlug mit den Händen um sich herum.

Laßt mich los, schrie er, ich will ja Alles bekennen; es hilft mir ja doch nichts, wenn ich schweige; die Mouchards bekommen doch Alles heraus. Ich weiß, daß mir die Geheimnißthuerei nichts hilft. Zehn Millionen mindestens, schöne Signora Gribaldi. In Ihrem Hause zu Neapel haben Sie einen großen Fund gemacht; wenn der König nur einen Tag früher den Palast mit Beschlag belegt hätte; wenn er statt dem griechischen Hause Ihr Haus, schöne Signora, ordentlich durchsucht hätte? Aber was machen Sie

mit dem vielen Gelde? Wo blieben Sie damit? Von Neapel haben Sie es nicht mit sich fort genommen. Sie müssen es irgend wo versteckt haben. Das Geld muß noch in Neapel sein. Aber wo, schöne Signora? Wenn Sie mir das nur sagen wollten?

Favre wurde still, er schien in einen tiefen Schlaf gefallen zu sein.

Herr von Verron beugte sich über ihn, betrachtete ihn genau und horchte auf seinen Athem.

Wie ein Todter; sagte er dann, es ist, als hätte er Opium genossen; jetzt ist es Zeit, Jeannette, diesen Menschen zu verlassen. Kommen Sie mit mir!

Und mein Bruder? Was soll aus meinem armen, unglücklichen Bruder werden? fragte ich.

O, ich bezweifle sehr, daß er sich noch unter den Lebenden befindet; seien Sie versichert, daß er rettungslos verloren ist. Der Mensch da wußte sehr gut, daß er durch dergleichen Vorspiegelungen Sie an sich fesseln würde.

Sie glauben, daß er nicht im Stande ist, durch seine Verbindungen mit Regierungspersonen das Schicksal meines unglücklichen Bruders günstiger zu gestalten?

Ich bin vielmehr überzeugt, versetzte Herr von

Verron, daß Jedermann verloren ist, der nach Cayenne deportirt wird.

Das wäre entsetzlich!

Kommen Sie mit mir; der Mensch hat Sie betrogen; Sie werden an seiner Seite immer tiefer in den Sumpf seines schmutzigen Metiers hineingezogen.

Das ist wahr; aber mein Bruder!

Favre kann ihm nichts nützen, ich beschwöre es Ihnen. Ein Mensch von seiner Stellung und namentlich von seinem Charakter, der vor keiner Schandthat zurückschreckt, hat immer einen keineswegs zu gering anzuschlagenden Einfluß auf höherstehende Personen, namentlich in dem heutigen Frankreich, wo der Despotismus vor keinem noch so schmutzigen Mittel zurückschreckt; aber bis nach Cayenne reicht sein Einfluß und seine Macht nicht. Kommen Sie mit mir, Jeannette; Sie werden dann wenigstens an der Seite eines redlichen Mannes leben und nicht nöthig haben, vor sich selbst zurückzubeben.

Ich verachtete Favre unsäglich; die Erinnerung an seine erste brutale Handlungsweise gegen mich, die Art, wie er mich zwang, sein Opfer zu werden, erfüllten mich mit Erbitterung. Herr von Verron war ein hübscher junger Mann; sein Antlitz war das Bild eines offenen, edlen Charakters; sein Anstand, sein adeliges Wesen, sein redliches Verhalten trotzdem, daß

er arm war, alles dieses zog mich an, ich wurde schwankend.

Sie überlegen, Jeannette, sagte er, meine Hand ergreifend; vielleicht fürchten Sie, an meiner Seite entbehren zu müssen; freilich könnte ich, wenn ich einer so schmutzigen Handlungsweise fähig wäre, wie dieser Mensch da, ohne Sorgen leben; aber ich werde mich nie verkaufen. Einmal habe ich allerdings in einer tollen Laune meine Tante ihres Vermögens wegen zu meiner Frau gemacht; ich habe aber diesen Schritt bald genug bereut, und —

Herr von Verron hielt plötzlich inne.

Es ist eine fatale Geschichte, fuhr er dann nach einem Weilchen fort; es ist ein Unglück für einen jungen Mann, in einer leichtsinnigen Gesellschaft zu leben; man saugt so unmerklich die frivolsten Grundsätze ein, daß man alle Scheu vor der Sünde verliert. Ich hatte wirklich einen Augenblick den verbrecherischen Entschluß gefaßt —

O, Sie werden keinen verbrecherischen Entschluß gefaßt haben; fiel ich ein.

Doch; es schien mir so entsetzlich zu sein, eine alte häßliche Frau zu haben.

Sie wollten Sie doch nicht etwa morden? fragte ich voll Grausen.

Ich wollte sie morden; entgegnete der junge

Mann, ich wandte mich an einen guten Freund, der mir ein langsam tödtendes Gift gab —

O, das ist nicht möglich! fiel ich ein.

Nun, ich gab es ihr wirklich; aber es war in der That sehr langsam wirkend, denn die Tante fühlte sich sehr wohl darnach und hat bis jetzt gelebt.

Sie wollten wirklich zum Mörder an Ihrer Tante werden, und sind es vielleicht auch? rief ich aus, o, das ist abscheulich! Das hätte ich Ihnen nicht zugetraut. Sie sind also im Grunde eben so schlecht, wie Favre; ich sehe nicht ein, warum ich einen schlechten Mann gegen den andern vertauschen soll.

Sie halten mich für schlecht? O, Sie wissen es nicht, welch ein geplagter Mensch ich war, und hätte ich meine Tante verlassen, wäre sie sehr unglücklich gewesen. Ich sagte ihr einmal: Tante, das Leben bei Dir ist entsetzlich langweilig; ich habe die Absicht, Dich zu verlassen. Gieb mir Reisegeld, ich will mir ein wenig die Welt ansehen. Sie gab mir zur Antwort: Alfons, tödte mich lieber; ich bitte Dich, tödte mich auf eine Weise, daß mein Tod natürlich scheint und Dir kein Mensch etwas anhaben kann; ich werde Dir dafür sehr dankbar sein; ich weiß ja, mein Junge, daß ich Dir mit meinen seltsamen Grillen lästig falle; aber ich kann nicht leben

ohne Dich. Ich würde aus Gram sterben; nein, lieber tödte mich!

Und Sie hielten die gute Frau beim Worte?

Nicht gleich, meine Liebe, ich versuchte es noch ein Weilchen, aber es wurde wirklich unerträglich, und die Tante zu verlassen, hatte ich nicht das Herz.

Zumal da sie reich war.

O, Geld hat nie eine Rolle bei mir gespielt; ich hatte meine Ehre eingesetzt, ich mußte Geld schaffen, und die Tante gab es mir nur unter der Bedingung, daß ich sie heirathetete.

Welch ein Begriff von Ehre! rief ich aus.

Sie sind noch unentschlossen, Jeannette? Sie wollen noch länger an der Seite eines Mouchards leben?

Ich sehe nicht ein, daß ich mich verbessern würde, wenn ich an Ihrer Seite lebte.

Kommen Sie, folgen Sie mir, Sie werden es gewiß nicht bereuen. Ich habe Ihnen jetzt Alles gebeichtet, was ich auf dem Herzen hatte.

Es ist ganz genug. Sie sind ein Mörder!

Nein, ich bin es nicht; meine Tante ist eines natürlichen Todes gestorben, ich habe ihr kein Gift gegeben; im Gegentheil, es war ein Lebenselixir. Ich könnte mit der größten Ruhe einer Section der Leiche entgegensehen.

Ich schwankte noch immer; aber der Gedanke, daß, wenn Favre aus seinem Schlafe erwachte, mir vielleicht eine neue harte Prüfung bevorstehen würde, beunruhigte mich auf's höchste. Ich wollte mich ja gern von ihm losmachen, und ich sagte daher zu Herrn von Verron:

Wenn es mir möglich wäre, irgend einen Zufluchtsort zu finden, wo ich vor Favre sicher wäre, dann möchte ich ihn sofort verlassen.

Und Sie wollen nicht zu mir kommen? fragte Herr von Verron.

Bei Ihnen würde ich mich gewiß nicht lange vor Favre verstecken können.

Seien Sie unbesorgt, Jeannette; ich bringe Sie zur Signora Gribaldi; Sie sollen in den ersten vier Wochen gar nicht bei mir sein.

Und wo ist die Signora Gribaldi?

Bei einem guten Manne, bei einem meiner Freunde, einem gewissen Filin.

Warum verläßt die Signora nicht lieber Paris?

Warum? Sie fürchtet sich vor der Entdeckung; man vigilirt zu sehr auf sie.

Aber was hat sie denn begangen, daß sie sich so sehr vor der Polizei fürchtet?

Nichts, mein Kind; aber die neapolitanische Polizei, welche sie durchaus in ihrer Gewalt haben

will und nicht darauf rechnete, daß die Pariser Polizei sie ausliefern würde, gab vor, daß sie eine Brandstifterin und Mörderin sei, und da sie sich mit der hiesigen Polizei unter der Hand in Verbindung gesetzt hat, so wachen und spähen die Mouchards an den Bahnhöfen und halten Jedermann an, der ihnen nur im geringsten verdächtig erscheint.

Fürchten Sie aber nicht, daß ihr Aufenthalt dennoch endlich entdeckt und verrathen werden würde?

Hoffentlich nicht; sie hat viele Freunde, die ihr Leben für sie opfern würden.

Sie ist wirklich eine gute, brave Dame?

Sie ist gut und brav; sie wird sich Ihrer wie eine Schwester annehmen, wenn ich Sie empfehle.

Und das könnte sogleich geschehen?

Sofort.

Fürchten Sie denn nicht, daß ein Mouchard Ihnen nachgehen und auf diese Weise der Aufenthalt der Dame verrathen werden könnte?

Ich bin sogar überzeugt davon, daß dies mehr als einmal geschehen ist; aber wenn man mir auch auf Schritt und Tritt folgt, wird dadurch der Aufenthalt der Signora Gribaldi nicht verrathen sein.

Nun, ich bin enschlossen, kommen Sie!

Wie Sie gehen und stehen? Haben Sie nichts, was Sie mitnehmen wollen?

Nein; ich lasse Herrn Favre alle seine Geschenke zurück; er könnte im Stande sein, mich des Diebstahls zu bezüchtigen.

Sie hatten nichts zu ihm gebracht?

Nichts; die schändliche Madame Margot hat meine sämmtliche Garderobe zurückbehalten.

Nun, dann kommen Sie!

Ich machte rasch Toilette, dann warf ich noch einmal einen Blick auf den noch immer im tiefen Schlafe daliegenden Mouchard. Ich athmete, als ich auf der Straße war, eben so frei auf, wie damals, als ich die Wohnung der Margot verließ. Das Bewußtsein, nicht mehr an der Seite eines Mannes zu sein, den ich verachtete, hob mich und machte mich zufrieden. Ach, ich ahnte nicht, wie kurz dieser Traum eines glücklichen Daseins sein würde!

VI.

Die Unterbrechung.

Jeannette schien mit ihrer Erzählung an eine sehr tragische Episode gekommen zu sein; sie ließ den Kopf hängen, ihre Augen schlossen sich, sie seufzte tief auf und verharrte in Schweigen, als fürchte sie sich davor, fortzufahren.

Das Schicksal schien ihr auch über den verhängnißvollsten Moment in ihrer Beichte hinüberhelfen zu wollen, denn der gestrige Besuch stellte sich wieder ein — Falconi war wieder mit Benützung seines Schlüssels fast geräuschlos in die Wohnung eingetreten.

Wie geht's, mein Sohn? fragte er Dijou, indem er that, als beachte er Jeannette gar nicht, obwohl er einige scharfe Blicke auf sie warf.

Einigermaßen besser; entgegnete Dijou, ich glaube, heute wieder ausgehen zu können.

Schone Dich, mein Sohn, entgegnete Falconi,

damit ich Dich wieder als ganzen Menschen habe; die Geschwulst hat sich allerdings bedeutend gelegt, und Du siehst, wenn auch finster, so doch ruhiger als gestern aus. Deine Tochter mag sich auf einige Zeit entfernen, damit wir ungestört mit einander sprechen können.

Gehe hinaus, Jeannette! befahl Dijou.

Das Mädchen ging, ohne ein Wort zu sagen, ohne zu Falconi aufzublicken; sie schien einen instinktmäßigen Haß gegen diesen Mann zu fühlen.

Wie geht's mit Deiner Tochter; fragte nun Falconi, wie verlief die Nacht?

Ruhig; versetzte Dijou, Jeannette hat sehr fest geschlafen.

Nicht an Deinem Bette gewacht? fragte Falconi.

Ich befahl ihr, sich niederzulegen; ich hatte Mitleid mit ihr.

Hätte Falconi weniger Selbstherrschaft über sich besessen, er würde die Augen weit aufgerissen haben. Was war mit diesem brutalen Menschen vor sich gegangen? Wem war das gelungen, was Falconi sich selbst kaum zugetraut hätte? Wer außer ihm war auf dem Wege, über diesen wilden, ungebändigten Menschen eine solche Herrschaft auszuüben? Es mußte etwas mit ihm vorgegangen sein, das hatte Falconi auf den ersten Blick bemerkt, als er in das

Zimmer trat. Ein so ruhiges, nachdenkliches, es war zu sagen: ein so tief ergriffenes und erschüttertes Wesen hatte Dijou noch nie gezeigt. Daß Jeannette diese wunderbare Umwandlung hervorgebracht haben konnte, daran dachte Falconi nicht; die demüthige und niedergeschlagene, vor ihrem Vater zitternde Jeannette konnte auf ihn unmöglich einen solchen Einfluß ausüben.

Du hattest Mitleid mit ihr? fragte Falconi mit leiser, bedächtiger Stimme und Miene; nun, das ist brav; es freut mich, Dijou, daß meine gestrige Ermahnung gefruchtet hat; und Du wirst einsehen, daß Deine Tochter bei einer milden Behandlung leichter als durch Strenge zu bessern sein wird.

Jeannette ist eben dabei, mir ihre Fehltritte zu beichten; sagte Dijou, ich sehe, daß sie aufrichtig ist, und ich sehe auch, daß sie an ihrer jetzigen Lage ziemlich unschuldig ist. Es ging ihr wie mir, die Schlechtigkeit der Menschen hat sie zu dem gemacht, was sie ist. Sie wäre ein ordentliches Mädchen geblieben und hätte an der Seite eines guten, braven Arbeiters glücklich leben können. Ein junger Mann, Mechaniker seines Faches, Namens Francois Düroc, liebte sie leidenschaftlich und scheint, wohl wissend, daß das unglückliche Mädchen nur gezwungen in den Pfuhl der Schande gerathen ist, sie noch jetzt zu lieben.

Francois Düroc, rief Falconi aus, ein junger Mann, der seit 1851 in London gelebt und erst vor sehr kurzer Zeit das Gefängniß von Mazas verlassen hat.

Es ist wohl derselbe; bestätigte Dijou.

Es ist wohl kaum anzunehmen, forschte Falconi weiter, daß dieser Mann Deine Tochter heirathen wird, oder daß er's je ernst mit ihr gemeint hat.

Sehr ernst; versetzte Dijou, ich habe mich selbst davon überzeugt.

Du? fragte Falconi erstaunt.

Düroc war hier.

Wirklich? Und was wollte er?

Von mir die Hand meiner Tochter erbitten.

Von Dir erbitten? rief Falconi mit einem, wie es schien, ganz aufrichtigen Erstaunen aus; das ist wohl nicht gut möglich, Dijou.

Warum soll es nicht möglich sein? fragte dieser.

Nun sieh', mein lieber Dijou, ich habe Erkundigungen über diesen Düroc eingezogen und habe gehört, daß er ein äußerst stolzer Mensch sein soll —

Nun ja — was wird ihn das hindern?

Ich sollte meinen, er mußte darauf rechnen, daß ein ehemaliger Galeerensträfling mit Freuden für sein gefallenes, verlorenes Kind einen solchen Schwiegersohn annehmen würde.

Sie müssen aber nicht vergessen, wandte Dijou ein, daß dieser Mensch ein Revolutionär ist.

Das ist er; er soll durch und durch ein Republikaner sein; dennoch aber ist ihm, seitdem er wieder in Frankreich ist, keine Betheiligung an revolutionären Gesellschaften nachzuweisen. Nun gut; er hielt also um die Hand Deiner Tochter bei Dir an, und Du nahmst natürlich Anstand, vor Einholung meiner Willensmeinung eine bestimmte Zusage zu geben.

Ich wies ihn kurz und bündig ab, denn ich konnte nicht zweifeln, daß Sie niemals Ihre Einwilligung geben würden.

Und was sagte Jeannette? fragte Falconi, der eine sehr gespannte und nachdenkliche Miene angenommen hatte.

Sie schlug ebenfalls seine Hand aus.

Sie schlug sie aus? rief Falconi betroffen und überrascht. Aus welchen Beweggründen?

Sie sagte, sie liebe ihn nicht.

Sie liebt ihn nicht! O, das ist in der That sehr wunderbar und seltsam. Ein solches Mädchen will sich gegen einen Düroc sträuben? Aber es wird vergebens sein, denn sie soll und muß ihn heirathen, Dijou!

Sie soll und muß? fragte Dijou, an den nun die Reihe des Erstaunens gekommen war.

Sie soll und muß sich wenigstens den Schein geben, als liebe sie ihn!

Das wird sie nicht können; versetzte Dijou.

Sie wird es nicht können? rief Falconi mit finsterer Geberde aus. Gestern, Dijou, warst Du noch der Ansicht, daß Deine Tochter Alles können müsse, was Du ihr befiehlst.

Das wird sie auch; aber zu lieben werde ich sie nicht zwingen.

Wird nicht? Diese Allerweltsdirne?

Dijou runzelte die Stirn; er sah wie ein wildes Thier aus, das sich zum Sprunge anschickt.

Sie haben mir gesagt, fuhr er auf, daß meine Tochter in den Orden der barmherzigen Schwestern treten solle, und das gefiel mir auch sehr wohl und ich werde meinem Kinde befehlen, hierin Gehorsam zu leisten. Ich bin überzeugt, sie wird es gern thun; aber ich will ihr nicht befehlen, sich und Andere zu belügen; ich begreife auch nicht, wie Sie, ein frommer Mann, dergleichen gutheißen können. Es scheint mir, daß Sie mich nur auf die Probe stellen wollen.

Ich will Dich keineswegs auf die Probe stellen; entgegnete Falconi, indem er das Haupt gerade emporhob und hoch aufgerichtet dastand, ich brauche Dich nicht auf die Probe zu stellen; Du wirst thun, was ich befehle, möge es Dir gefallen oder nicht,

möge es Dir eonsequent oder als im Widerspruche zu meinen anderen Worten und Handlungen erscheinen. Ich will, daß Deine Jeannette diesen Düroc an sich fesseln soll, und sei es im äußersten Falle auch durch die Ehe. Ich habe meine wichtigen Gründe. Es bleibt Jeannetten dann doch noch immer der Ausweg, daß sie barmherzige Schwester werden kann, sobald ihr Verhältniß mit Düroc wieder aufhört.

Sie wird Düroc nicht hintergehen; murmelte Dijou, ich mag für nichts einstehen.

Sie braucht den jungen Mann nicht zu hintergehen; wandte Falconi ein, wenn er sie liebt, wird er sie schon suchen, und sie hat nichts zu thun, als sich finden zu lassen.

Und Sie bedenken nicht, daß Düroc ein Verschwörer ist?

Er kann bekehrt werden und er wird bekehrt werden; versetzte Falconi.

Nun, ich werde meine Tochter rufen; sagte Dijou, sprechen Sie mit ihr —

Es ist Deine Sache, Dijou, Deiner Tochter Deinen Willen zu erklären; doch zuvor erzähle mir, auf welche Weise Du in diesen Zustand versetzt worden bist.

Ich habe meine Tochter, wie Sie wissen, auf allen Wegen und Stegen gesucht, hub Dijou an, ohne

ihren Aufenthalt ermitteln zu können. Sie waren mir behilflich, nannten mir verschiedene Personen, an welche ich mich auch wandte, aber Niemand vermochte mir zu sagen, wo sich in dieser großen Häuserwüste Paris meine Tochter versteckt hielt. Endlich kam ich auf Ihren Wunsch bei der Regierung ein, um eine Anstellung bei der geheimen Polizei zu erhalten; Sie gaben mir den Rath, mich an einen gewissen Favre zu halten, welcher trotz seiner scheinbar unbedeutenden Stellung doch immer einen großen Einfluß ausübe. Ich that dies und wandte mich an ihn; aber er behandelte mich mit einer solchen Verachtung, als ich ihm sagte, daß ich im Bagno gewesen, daß wir sehr hart an einander geriethen. Endlich fragte er nach meinem Namen, und als er ihn hörte, wurde 'er stutzig. Heißt Ihre Tochter Jeannette? fragte er. Jawohl; entgegnete ich, sind Sie vielleicht im Stande mir zu sagen, wo ich sie finden könnte, denn sie hat sich meiner Gewalt entzogen und lebt versteckt in irgend einem Winkel der Stadt. Ich weiß nichts von ihr; entgegnete er, aber ich kenne Jeannette Dijou, es ist eine unserer schlimmsten Dirnen, und ich bedaure Sie jetzt, denn Sie sind sehr unglücklich, daß Sie bei Ihrer Tochter keine Stütze, die Ihnen so sehr noth thut, finden können. Nach diesen Worten sann Favre eine Weile nach und dann versprach

er mir, seinen Einfluß aufzubieten, um mir eine Anstellung im Ressort der geheimen Polizei zu verschaffen. Nun rückte ich mit meiner Wissenschaft, die ich von Ihnen über die bevorstehende geheime Zusammenkunft erhalten, heraus, und jetzt war die Sache gemacht. Er führte mich zu dem Präfecten und mir wurde, im Falle meine Angaben richtig seien, eine Anstellung zugesichert. Nun entging der Polizei zwar der Fang, den sie zu machen hoffte, Mazzini lief ihr so zu sagen unter den Händen fort, aber man fand doch, daß ich eine sehr wichtige und wahrheitsgetreue Angabe gemacht, und so wurde ich für den andern Tag auf die Präfectur berufen, wo ich vereidet wurde.

Dijou schien das Reden anzustrengen; er machte eine kleine Pause, ehe er wieder fortfuhr. Falconi saß, ohne ein Wort zu reden, neben ihm; der heilige Mann schien augenblicklich mit ganz anderen Gedanken beschäftigt zu sein, als Dijou vermuthete.

Favre's Benehmen, nachdem ich ihm meinen Namen genannt, hatte meine Aufmerksamkeit in hohem Grade erregt, fuhr Dijou in seiner Erzählung fort, und nicht wenig erstaunt war ich, als Favre sich mir am andern Tage, als ich auf der Präfectur war, näherte und sagte:

Sie suchen Ihre Tochter, Dijou; ich werde Ihnen behilflich sein, sie zu finden.

O, wenn Sie das wollen, entgegnete ich, ich würde Ihnen sehr dankbar sein.

Verzeihen Sie mir, fuhr Favre fort, wenn ich Sie anfänglich so abstoßend behandelt habe; man ist natürlich gegen einen Bagnosträfling vorweg eingenommen; ich habe aber die beste Auskunft über Sie erhalten; ich glaube, wenn sich der Vorfall, wegen dessen sie so grausam bestraft, während der Regierung unseres Kaisers ereignet hätte, dann würden Sie sicher begnadigt worden sein. Glauben Sie mir, es ist ein Vergnügen, dem Kaiser zu dienen; er ist so dankbar gegen diejenigen, welche seine Mission verstehen und ihn darin unterstützen, seine Dynastie zu befestigen. Napoleon hat einen überaus scharfen Blick, ganz so wie sein großer Oheim, fähige Männer zu erkennen und sie an die rechte Stelle zu bringen. Er kennt seine Leute so genau, daß er augenblicklich weiß, wenn eine andere Intelligenz, eine andere Kraft eine Leistung zu Stande gebracht, die ihm vor Augen tritt. Neulich gab ich dem Präfecten einen Rath und machte ihm einen Vorschlag, der ihn in Staunen und Unwillen versetzte. Der gute Mann begriff und verstand meinen Vorschlag nicht, und es war in Folge eines eigenthümlichen Zufalls, daß er mit dem

Kaiser darüber sprach, ohne die Quelle zu nennen, woher der Vorschlag kam.

Fahre doch fort, Dijou; sagte Falconi, als Dijou jetzt wieder inne hielt, Deine Mittheilung interessirt mich in hohem Grade.

Es war mir, sagte Dijou noch immer aufhorchend, als hörte ich meine Tochter weinen.

Ganz gut; versetzte Falconi, Thränen sind die besten Trösterinnen.

Der Kaiser, nahm Dijou seine Mittheilung über Favre wieder auf, wurde sofort aufmerksam. Von wem kommt dieser Vorschlag? fragte er; denn in Ihrem Kopfe, Herr Präfect, ist er nicht entsprungen, Ihre Auffassung der Verhältnisse ist eine andere. Nun nannte der Präfect meinen Namen und der Kaiser gab den Befehl, meine Carriere zu begünstigen und mein Gehalt angemessen zu erhöhen. Also mein Glück ist gemacht, denn wenn ich wieder etwas ausgeheckt habe, wende ich mich direct an den Kaiser, der sich sicher meinen Namen ganz genau gemerkt hat.

Aber was hat das mit dem Aufenthalte und den Nachforschungen nach meiner Tochter zu thun? fragte ich.

Gar nichts vorläufig; entgegnete Favre, ich wollte nur damit sagen, daß wir jetzt in ganz anderen Verhältnissen leben, als unter den Bourbonen

und den Orleans; gedeckt durch die Gunst des Kaisers kann man Alles wagen; ich denke dieser Gunst versichert zu sein und ich will etwas wagen.

Aber ich sehe noch immer nicht ein, sagte ich, was dies Alles mit meiner Tochter gemein hat.

Sie werden das gleich einsehen; ich will diese Nacht einen Menschen heimsuchen, der sich in die Gunst der Regierung sehr eingeschmeichelt hat, einen Gastwirth und Tabagist, der zugleich geheimer Polizeiagent ist.

Und was ist mit diesem Manne? fragte ich.

Bei diesem Manne war Ihre Tochter bisher, und jetzt behauptet er, daß sie sich heimlich davon gemacht.

Sie stand bei ihm in Dienst?

Ja, sie diente bei ihm; er ist aber ein Mädchenjäger und dabei ein äußerst schlauer Patron; es wagt Niemand so leicht mit ihm anzubinden, aber ich will's.

Sie glauben, daß meine Tochter seine Maitresse geworden ist? fragte ich.

Nie und nimmer; ich bin überzeugt, daß sich diesem garstigen Menschen kein junges Mädchen freiwillig ergiebt; er hat Gewalt gebraucht und das Mädchen beiseite geschafft.

Wer ist der Mensch? fragte ich zitternd vor Wuth.

Es ist der Wirth zur „gelben Henne", Herr Bubichan; der Mensch selbst ist nicht zu viel für uns Beide, aber ich weiß, daß er stets eine Leibgarde der stärksten und brutalsten Kerle in seiner Nähe hat; denn die Bauarbeiter sind seine Kunden, und da er sich stets sehr liebenswürdig gegen sie zeigt, so vergöttern sie ihn.

Ich danke Ihnen, daß Sie sich bemüht haben; sagte ich nun, ich werde Ihnen jederzeit jeden nur möglichen Gegendienst erweisen; wenn Sie irgend eine Unannehmlichkeit für sich fürchten, dann muß ich Sie bitten, mir ganz allein die Sache zu überlassen; ich werde mit diesem Bubichan verhandeln.

Das würde Ihnen gar nichts nützen; Sie können den Menschen todtschlagen, aber Ihr Ziel werden Sie ohne meinen Beistand bei ihm nicht erreichen.

Weshalb meinen Sie das?

Bubichan ist, wie gesagt, sehr schlau; er wird sich von Ihnen nicht fangen lassen.

Ich will ihn auch keineswegs fangen, ich gehe ihm sogleich an's Leben und ich meine, daß ihm sein Leben eben so viel werth sein wird, wie Ihnen das Ihrige.

Ich möchte es auf einen Versuch ankommen lassen, entgegnete Favre, wenn auch nur, um Sie zu überzeugen, daß ich meine Leute kenne. Nehmen Sie

sich aber in Acht, rathe ich Ihnen; dieser Bubichan ist einer der gefährlichsten Menschen; wenn er Sie morden will, dann gebraucht er weder Dolch noch Gift — er lacht Sie todt.

Gut, sagte ich, ich werde diesen Monsieur kennen lernen.

Ich machte mich also nach der bezeichneten Tabagie auf; es war mir darum zu thun, vor Allem den Mann kennen zu lernen; ich forderte meinen Schoppen Wein und mischte mich unter die anderen Gäste; bald fand ich, daß Bubichan's Benehmen mit Favre's Aussage übereinstimmte; ich sah, daß Bubichan den Spaßmacher spielte, während er mit einigen seiner Gäste sehr leise und geheimnißvolle Gespräche führte; ich glaubte zu bemerken, daß er vielfach mit den Augen und durch Handbewegungen mit Diesem oder Jenem auf sehr mysteriöse Weise sich unterhielt.

Nachdem ich diese Wahrnehmungen gemacht hatte, verließ ich die Tabagie und begab mich erst spät am Abende wieder hin. Das Resultat meiner Beobachtungen und meinen Entschluß, Bubichan zu Leibe zu gehen, hatte ich Favre mitgetheilt. Er machte mir den Vorschlag, mit mir zu Bubichan zu gehen; ich sollte so viel als möglich trinken und mich dann schlafend stellen; er wollte mit Bubichan dann ein lautes Gespräch anknüpfen und mich, wenn es Zeit war,

ihm beizuspringen, durch Ausrufung meines Namens zur Hilfe herbeirufen!

Ich war hiermit einverstanden; spät am Abende begaben wir uns zur „gelben Henne", Favre zuerst, ich nach ihm. Favre trank nur einen Schoppen und sagte Bubichan, daß er später wieder einsprechen würde. Ich setzte mich in einen Winkel, trank einige Schoppen und ließ dann den Kopf auf den Tisch sinken. Mehrere lustige Gäste versuchten es, mich zu wecken, aber ein paar Püffe setzten sie in Respect, man machte seine Glossen über meine Schlafsucht, aber man ließ mich ungestört. Bubichan meinte, er werde mir wohl Nachtquartier geben müssen; wenn ich aber mitten in der Nacht hinauswollte, würde mir das nichts nützen, denn wer die halbe Nacht bei ihm geblieben, müsse auch die ganze Nacht bleiben.

Es war nur noch ein einziger Gast anwesend, als Favre kam.

Wollen Sie den Mann beherbergen? fragte er, auf mich deutend.

Ich muß wohl; entgegnete Bubichan. Es haben sich schon mehrere meiner Gäste bemüht, ihn aufzurütteln, aber es ist ihnen schlecht bekommen.

Kennen Sie den Menschen?

Nein.

Lassen Sie ihn in Gottes Namen schlafen.

Das möcht' ich nicht; ich mag keinen wildfremden Mann des Nachts in meinem Hause haben.

Nun, dann werde ich ihn wecken, sobald ich fortgehe; sagte Favre, lassen Sie uns erst eine Flasche leeren.

Bubichan brachte eine Flasche Wein herbei; ich hob ein wenig den Kopf in die Höhe, um das Gespräch besser hören zu können.

Nun, mein lieber dicker Bubichan, sagte Favre, Jeannette ist also fort, sagen Sie, fortgelaufen, ohne Abschied von Ihnen zu nehmen; das ist abscheulich! Und Sie haben wirklich gar keine Ahnung, wo sie ist und jetzt stecken mag?

Wie soll ich das wissen? Paris ist groß, und die List eines Evakindes ebenfalls.

Am Ende hat sie sich in irgend einem Winkel Ihres Hauses versteckt? fragte Favre, indem er mit Bubichan anstieß.

Das ist wohl möglich; versetzte Bubichan, haben Sie Lust, mit mir Nachforschung zu halten?

Das können Sie allein thun, lieber Bubichan; ich werde lieber zu dem alten Dijou mich begeben, vielleicht ist Jeannette bei ihm —

Ist auch möglich; entgegnete Bubichan.

Wie, Sie glauben wirklich, daß das Mädchen zu ihrem abscheulichen Vater zurückgekehrt sein könnte,

zu demselben Manne, vor dem Sie bei Ihnen Schutz gesucht?

Wann haben Sie bei den Frauen Logik gefunden, Herr Favre?

Das ist wahr, sie haben keine, aber in diesem Falle setzen Sie zu viel voraus; ich will übrigens dem alten Dijou einen Besuch abstatten, es kann mir nicht schaden, einen Menschen seiner Art persönlich kennen zu lernen.

Favre erhob sich.

Sie wollten ja den Mann dort mitnehmen; sagte Bubichan.

Sogleich. — Heda, Freund!

Favre hatte sich mir genähert und mich bei der Schulter gefaßt. Ich sprang auf und sah ihn böse an.

Wer sind Sie? fragte Favre.

Was kümmert Sie das? rief ich in zornigem Tone aus.

Sehr viel, mein Freund; ich gehöre zur Polizei.

Das ist wohl möglich, aber Sie haben nicht das Recht, mich in meinem Schlafe zu stören.

Ich habe aber das Recht, Sie nach Ihrem Namen zu fragen! schrie Favre.

Mein Name ist Dijou; versetzte ich, indem ich auf Bubichan zusprang und ihn bei der Kehle packte,

ich habe Ihr Gespräch sehr wohl gehört und ich frage Sie, wo meine Tochter ist?

Bubichan suchte zu schreien, aber er vermochte nur zu wimmern; Favre gab sich den Anschein, als wollte er ihm zu Hilfe kommen, aber ich schrie wüthend:

Sie sind des Todes, wenn Sie mir zu nahe kommen; ich weiß, daß dieser Mensch den Aufenthalt meiner Tochter kennt, und er soll es mir sagen, wenn er nicht erwürgt sein will.

Bubichan rang mit mir; der Mann hatte mehr Kraft, als ich ihm zugetraut; ich war gezwungen, um Favre's Beistand nicht zu gebrauchen, ihn vielleicht tödtlich zu verwunden, denn er wehrte sich mit verzweifelter Anstrengung. Aber ich erreichte meinen Zweck; meine Tochter war wirklich noch in seinem Hause, Favre holte sie herbei, und nun erst ließ ich ihn los und verließ mit meiner Tochter seine Tabagie, während Favre bei ihm zurückblieb.

Das ist meine Geschichte; sagte Dijou. Damals hatte ich noch keine Ahnung, welche Rolle Favre bei meiner Tochter gespielt hatte; jetzt weiß ich es und werde wohl noch mehr zu erfahren bekommen, denn Jeannette ist eben dabei, mir ihre Enthüllungen zu machen.

Dijou, sagte Falconi, über die Vergangenheit

müssen wir einen Schleier decken; wir haben uns jetzt mit der Gegenwart und Zukunft zu beschäftigen.

Ueber die Schändlichkeiten, welche an meiner Tochter begangen sind, werde ich aber keinen Schleier decken; entgegnete Dijou finster, ich werde diesen Favre und diese Margot zu treffen wissen.

Wer ist die Margot? fragte Falconi.

Sie sollen Alles erfahren, sobald meine Tochter ihre Geschichte beendet haben wird.

Und was Favre anbetrifft, so steht er unter meinem Schutz; fuhr Falconi fort, ich will nicht zugeben, Dijou, daß ihm das Geringste geschehe.

Aber er ist durch mich verdammt, elendiglich umzukommen; rief Dijou aus, er ist der Verführer meines Kindes!

Wenn Jeannette Düroc heirathen wird, dann ist ihre Ehre wieder hergestellt; entgegnete Falconi, ich hoffe, Dijou, daß wir gute Freunde bleiben werden; ich rechne auf Deinen Gehorsam; in jeder Sache werde ich Dir zur Seite stehen; aber diesen Favre gebrauche ich, ich kann ihn jetzt nicht entbehren.

Werden Sie den Schuft denn immer brauchen? fragte Dijou.

Nein, nach einigen Monaten hoffentlich nicht mehr.

Und dann soll er mein sein?

Ganz Dein; ich gebe Dir im voraus für Alles Absolution; aber nimm Dich in Acht, daß Du nicht wieder in's Bagno kommst. Ich werde Dich also morgen bei mir sehen; bereite Deine Tochter inzwischen vor, daß sie Düroc ihre Hand zu geben hat. Diese Angelegenheit muß so schleunig wie möglich betrieben werden. Für heute nimm meinen Segen, mein Sohn.

Falconi entfernte sich auf eine sehr salbungsvolle Weise, und Dijou starrte eine lange Zeit finster vor sich hin.

So saß er eine Weile nachdenklich und brütend da.

Endlich rief er seine Tochter herbei.

Fahre fort; sagte er.

Jeannette nahm wieder das Wort:

Wir stiegen in einen Fiacre; es war allerdings die beste Art, einem Mouchard zu entgehen; von Verron merkte genau auf die Wagen, welche hinter ihm fuhren.

Nach einer Viertelstunde stieg er aus, und nun achtete er darauf, ob irgend Jemand, der zufällig an uns vorüberfuhr oder hinter uns hielt, ausstieg, und dann nahm er wieder einen Fiacre, der uns, wie es schien, an den Ort unserer Bestimmung brachte.

Wir sind sicher, daß uns Niemand gefolgt ist; sagte Herr von Verron zu mir, in dieses Haus dort

gehen wir hinein; fürchten Sie sich nicht, Jeannette, ich mache Sie im voraus darauf aufmerksam, daß Sie in eine sehr wilde und böse aussehende Gesellschaft kommen werden.

Himmel! rief ich aus, Sie wollten mich ja zu einer Dame bringen; Sie handeln ganz gegen die Verabredung, Herr von Verron.

Durchaus nicht; Sie werden die Dame sehen.

In einer wilden Gesellschaft?

Ich bitte Sie nochmals, keine Furcht zu haben; ich hätte Sie ja in's Haus führen können, ohne ein Wort zuvor zu sagen, aber ich will nicht, daß Sie sich ängstigen sollen, deshalb sag' ich's Ihnen jetzt.

Was soll ich aber in einer wilden Gesellschaft? fragte ich.

Ganz einfach, Jeannette; Signora Gribaldi hat ein Häuflein entschlossener Italiener um sich versammelt, welche Italien von der österreichischen, neapolitanischen und der Pfaffenherrschaft befreien und in eine Republik umwandeln wollen.

Mit des Kaisers Hilfe aber? fragte ich.

Im Gegentheil; sie erwarten von Napoleon nichts und wollen auch diesen beseitigen.

O, das ist entsetzlich, sagte ich; in solcher Gesellschaft wird mir allerdings ängstlich werden.

Es sind allerdings wilde Leute, aber doch zumeist

edle und unabhängige Charaktere, welche die Freiheit über Alles lieben und Gut und Leben daran setzen.

Allerdings, entgegnete ich, wer Gut und Leben an eine Sache zu setzen vermag, der kann nicht schlecht und gemein sein; es sind Charaktere, die nicht vom Eigennutz beherrscht werden; es sind nicht solche schmutzige Gesellen wie Favre und sein Gelichter, die sich einer jeden Regierung verkaufen und ihr die Dienste eines Büttels oder eines Denuncianten leisten, nur um von dem Sündenlohn ihr Dasein zu fristen.

Nein, Sie werden die Leute, die Sie in diesem Hause finden, achten lernen, und eben deshalb hoffe ich, daß, da Sie nun wissen, in welche Gesellschaft Sie kommen, Sie sich nicht fürchten werden.

Es ist gut, Herr von Verron, ich folge und vertraue Ihnen.

Sie werden sich auch nicht getäuscht finden.

Herr von Verron trat nun in's Haus; ich kannte die Straße nicht, in welcher wir uns befanden, ich hatte vom Wagen aus die Häuser nicht genau genug betrachten können, die ganze Gegend schien mir so fremd zu sein, als wäre ich in eine andere Stadt versetzt worden. Das Haus selbst hatte nichts Auffälliges an sich; Alfons von Verron schloß die Thür auf und benahm sich, als wäre er der einzige

Bewohner des Hauses. Als wir uns im Innern desselben befanden, schloß er die Thüre wieder zu.

Wir haben jetzt noch einen weiten Weg zu machen; sagte er nun lächelnd zu mir.

Noch einen weiten Weg? rief ich erstaunt. Hätte das Gesicht des jungen Mannes mir nicht ein unerschütterliches Vertrauen eingeflößt, mir wäre in der That jetzt bange geworden.

Dieses Haus, sagte er, ist nur von einer alten Eule bewohnt; sie hat freie Wohnung und dafür nichts Anderes zu thun, als die Zimmer auszukehren.

Und Sie selbst wohnen hier? fragte ich.

Nein; hier wohnt der Doctor Drogue.

Favre's Oheim.

Derselbe.

Und Sie haben den Schlüssel?

Doctor Drogue hat in diesem Hause sein chemisches Laboratorium; seine Salben und Essenzen gehen reißend ab; er gebraucht eine Menge Gehilfen; der gute Doctor aber ist ein sehr seltsamer alter Junggeselle; vor Allem liebt er die Bequemlichkeit, daher hat jeder seiner Gehilfen einen Hausschlüssel. Er braucht auf diese Weise keinen Portier zu halten.

Nun, das könnte ja die Alte besorgen.

Das soll sie aber nicht; sehen Sie denn nicht ein, daß die Alte nicht zu wissen braucht, wer bei

dem Doctor Drogue aus- und eingeht? Wir Beide sind z. B. jetzt von keinem Auge gesehen worden; die Alte weiß nicht, ob ich und wer mit mir gekommen ist. Ich glaube, das wird Ihnen lieb sein?

Gewiß, Herr von Verron; Signora Gribaldi wohnt demnach bei dem Doctor Drogue?

Keinesweges; hier wohnt weder der Doctor Drogue noch die Signora Gribaldi.

O, das ist wunderbar, das begreife ich wirklich nicht; rief ich piquirt aus. Sie wollen mich zur Signora Gribaldi führen und erklären mir, ich sei beim Doctor Drogue; Sie sagen mir, hier wohnt der Doctor Drogue, und erklären mir, er wohne hier nicht. Das verstehe ich wirklich nicht, Herr von Verron.

Und dennoch werden Sie es leicht verstehen, wenn Sie in die Mysterien dieses Hauses eingeweiht sein werden. Folgen Sie mir jetzt!

Ich bin bereit; meine Neugierde ist in der That sehr rege; versetzte ich.

Von Verron führte mich nun in ein Stübchen, in welchem es ganz gewöhnlich aussah.

Die Mobilien waren gerade nicht armselig, doch auch eben so wenig luxuriös zu nennen; man mußte glauben, sich in der Behausung eines Junggesellen

zu befinden, das schärfste Auge hätte nichts Ungewöhnliches zu entdecken vermocht.

Wie gefällt es Ihnen hier? fragte mein Führer. Ist hier nicht ein traulicher und verschwiegener Aufenthalt für ein junges Paar?

Wir sind noch nicht am Orte unserer Bestimmung, Herr von Verron; sagte ich.

Wer werden hier aber ein wenig verweilen, meine Schöne; versetzte er, bis ich die Erlaubniß habe, Sie in die Gesellschaft einzuführen.

Wer soll Ihnen dies erlauben?

Die unsichtbaren Bewohner dieses Hauses.

Dann müssen Sie doch anfragen.

Das ist bereits geschehen.

Ich habe nicht das Geringste bemerkt.

Das ist sehr natürlich; versetzte von Verron, es wird auch ein Weilchen dauern, bis ich Antwort erhalte, obwohl ich mich für Sie verbürgt habe.

Aber, mein Gott, wird in diesem Hause auch unsichtbar und unhörbar verhandelt und gesprochen?

Schöne Jeannette, wenn man es mit einer Gewalt zu thun hat, deren leiseste Fingerbewegung uns zermalmen könnte, dann ist wohl Vorsicht für alle Diejenigen, welche auf die Niederwerfung dieser Gewalt hinarbeiten, geboten.

Ah, ich vergaß, daß ich mich unter Verschworenen befinde! rief ich aus.

Im Gegentheil, Sie befinden sich über denselben; versetzte von Verron lächelnd, aber wir haben, wie gesagt, noch Zeit, schöne Jeannette, ich kann Ihnen noch eine Liebeserklärung machen und Sie können sie noch anhören.

Herr von Verron, das ist gegen unsere Verabredung; rief ich aus, ich hielt Sie für einen Ehrenmann und folgte Ihnen ohne alles Mißtrauen hierher; aber ich gestehe, daß ich jetzt glaube, mich getäuscht zu haben. Es scheint mir nicht, daß ich mich hier unter oder über Verschworenen befinde, Sie haben mir einfach ein Mährchen aufgebunden; jetzt werden Sie meine einfältige Leichtgläubigkeit belächeln. Ich sehe wohl ein, daß es in Frankreich keine Männer mehr giebt, denen sich eine Dame anvertrauen darf. Sie sind nicht um ein Haar besser als Favre, im Gegentheil, er hat sich wenigstens nicht unter der Maske eines ehrlichen Mannes bei mir eingeschmeichelt, sondern sich gleich als den Teufel, der er wirklich ist, bei mir eingeführt. Das war wenigstens ehrlich gehandelt. Ich bitte Sie, mich nun wieder hinauszulassen; ich werde natürlich nicht zu Herrn Favre zurückkehren; aber am allerwenigsten möchte ich hier bleiben.

Und wohin wollen Sie sich wenden, Jeannette? fragte von Verron.

Weiß der Himmel! Ich habe noch einiges Geld bei mir; ich werde für die Nacht in ein Hotel gehen und mir morgen ein Zimmer miethen.

Und was dann weiter, Jeannette? fragte er.

Das weiß ich heute noch nicht; ich hoffe, daß ich Arbeit finden werde.

Arbeit? lachte von Verron. Glauben Sie noch immer, daß ein junges Mädchen in Paris von der Arbeit sich erhalten kann, sobald nur einige Ansprüche an das Leben gemacht werden? Und sind Sie nicht lebenslustig, Jeannette? Sie mögen es früher nicht gewesen sein, ich will auch glauben, daß Sie ganz redlich sich vorgesetzt, von Ihrer Arbeit zu leben. Aber, sind Sie jetzt nicht eine Andere geworden; haben Sie nicht Bedürfnisse, welche Ihnen früher gänzlich fremd waren? Wissen Sie jetzt nicht, wie hoch Jugend und Schönheit in Paris im Preise stehen? Haben Sie nicht die Erfahrung gemacht, wie armselig es der Tugend geht?

Um Himmelswillen, halten Sie ein, Herr von Verron! rief ich aus. Sie sprechen ja ganz eben so, wie Favre; ja, Sie sprechen so wie die Frau Margot; es ist ganz dieselbe frivole Anschauungsweise dieses scheußlichen Weibes. O, giebt es denn wirklich

Niemand, der Respect vor den guten Entschlüssen eines armen Mädchens hat?

Nein, Jeannette; in Paris hat man niemals Respect vor weiblicher Tugend, und jetzt, wo Frankreich unter der Herrschaft der Glücksritter vom Degen steht, können Sie das wahrhaftig weniger als je erwarten. O, mein Kind, Sie kennen die Mysterien der Pariser Grisetten-, Loretten- und Maitressenwelt noch nicht. Was Sie davon gesehen, was Sie davon gehört haben, das ist noch nichts. Selbst Favre kennt diese sogenannte Pariser Halbwelt nicht; aber Sie sollen sie kennen lernen.

Herr von Verron, ich begreife Sie nicht! rief ich entrüstet aus. Ich bin nicht mit Ihnen gegangen, um bei Ihnen diese Schule durchzumachen. Sie wollten mich bei einer anständigen und edlen Dame einführen; ich sehe aber jetzt ein, daß ich betrogen bin, ganz abscheulich betrogen; lassen Sie mich sofort aus diesem entsetzlichen Hause hinaus!

Das geht nicht, mein Kind; versetzte von Verron, diese Nacht müssen Sie schon hier bleiben.

Ich muß? — O, das ist niederträchtig! Wahrlich, schmachvoller hat selbst die Margot nicht an mir gehandelt. Und Sie waren so böse und erzürnt, als ich Ihnen von diesem Weibe erzählte.

Jetzt ist das aber etwas ganz Anderes, Jean-

nette. Damals waren Sie noch ein unerfahrenes, junges, schuldloses Mädchen, und die Handlungsweise der Margot war wirklich abscheulich; aber bedenken Sie doch, was Sie jetzt sind — die Maitresse eines gemeinen Polizeispions.

Aber nicht die Ihrige, Herr von Verron! rief ich entrüstet aus.

Herr von Verron sah jetzt ruhig seine Uhr an; ich vernahm ein Geraschel an der Wand und plötzlich schob sich ein Stück derselben zurück und ich sah einen kleinen schmalen Raum, dessen Zweck ich nicht begriff.

Schreiten Sie vorwärts, Jeannette! sagte Herr von Verron.

Es scheint, daß Sie mich lebendig begraben wollen! rief ich ängstlich aus.

Was fürchten Sie? fragte von Verron lächelnd, was könnte Ihnen im schlimmsten Falle genommen werden? Haben Sie etwas zu verlieren, Jeannette? Nehmen Sie selbst den äußersten Fall an, daß es Ihnen an's Leben gehen könnte. Was ist Ihnen Ihr Leben werth? Ich glaube nicht, daß Ihnen der Tod sehr schrecklich sein würde.

Allerdings hat das Leben Werth für mich, rief ich aus, sei es auch nur, um zu sehen, welche Strafe der Himmel Euch Elenden zugedacht hat!

Treten Sie vorwärts, Jeannette; sagte von Verron.

Nimmer! Ich thue keinen Schritt weiter.

Von Verron umspannte mich, trug mich trotz meines Sträubens vorwärts und glitt einige Stufen hinab. Jetzt fing ich an zu begreifen, weshalb von Verron sagte, daß wir nicht unter, sondern über Verschwörern uns befänden; denn wir waren jetzt, wie ich wohl bemerkte, in einem Keller, der sehr geräumig und luftig war. An den Wänden waren Lampen angebracht; von Verron öffnete eine Thür, schob mich hinein und sagte:

Signora, hier ist das junge Mädchen, von welchem ich mit Ihnen gesprochen.

Ich war so überrascht, daß ich kaum bemerkt hatte, daß eine Dame in einem Lehnsessel saß, und daß von Verron sich entfernte.

Die Dame sah mich ernst und prüfend an; ich sie ebenfalls.

Es war eine noch ganz junge Frau, ich erkannte sofort die Italienerin; ihr Gesicht, ihre Haltung, ihre Toilette, mit einem Worte, das ganze Ensemble der Dame war Vertrauen einflößend. Es lag etwas Liebliches, etwas sehr Sanftes in dem Gesicht, und dennoch leuchtete aus ihren Augen ein feierlicher und frommer Ernst.

Sie sind Jeannette Dijou? fragte sie mit sanfter Stimme.

Jawohl, versetzte ich; und Sie Signora Gribaldi? fügte ich hinzu.

Sie nickte bejahend und sagte dann:

Herr von Verron hat Sie mir empfohlen, meine Liebe; er hat Sie mir als aufopferungsfähig, resignirt und anhänglich geschildert. Es sind dies Eigenschaften, die ich gebrauche. Ich lebe hier in dieser unterirdischen Welt abgeschlossen, von lauter Männern umgeben, die zwar edel und großherzig gesinnt sind, aber ich bedarf eines weiblichen Umgangs. Sind Sie willens, hier bei mir zu bleibdn? Es frägt sich natürlich, ob Sie nichts zu verlieren haben, denn es ist hier ein trostloser Aufenthalt.

Und denken Sie noch lange hier zu bleiben? fragte ich.

Das hängt nicht von meinem Entschlusse ab; sagte die Signora, es kann kürzere oder längere Zeit dauern, ich weiß es wirklich nicht; aber Sie müssen sich verpflichten, so lange es immer dauern möge, bei mir auszuhalten. Für diesen Fall haben Sie von mir für jeden Monat, den wir beisammen bleiben, fünfhundert Francs zu erhalten, aber Sie werden diesen Keller, dieses unterirdische Burgverließ nicht verlassen ohne meine ganz specielle Erlaubniß. Wollen Sie das eingehen?

Ja, ich will es eingehen, versetzte ich entschieden;

ich bin überzeugt, daß Sie nichts von mir verlangen werden, was einem redlichen Herzen entgegen wäre.

Gewiß nicht, meine Liebe. Ich werde Sie natürlich in die Mysterien meines Lebens einweihen; denn ohne gegenseitiges Vertrauen könnten wir nicht eine Stunde hier beisammen leben.

Herr von Verron hat mir schon verschiedene Mittheilungen gemacht; ich muß aber glauben, daß er mich nur auf die Probe hat stellen wollen und daß ich das wahre Geheimniß noch nicht erfahren habe.

Das wird wohl der Fall sein, meine Liebe; sagte die Signora, denn Herr von Verron sprach mit solcher Zuversichtlichkeit von Ihnen, er sagte mir, Sie seien von dem Schicksal hart geprüft worden, lebten gezwungen an der Seite eines Menschen, den Sie haßten und verachteten, und würden gern die Gelegenheit ergreifen, der lästigen Bande ledig zu werden.

Herr von Verron, sagte ich befangen, sprach mit mir von einer wilden Versammlung, von Verschwörern —

Das ist richtig, meine Liebe; ich lebe hier im Exil, weil ich in der Nähe meines Gatten sein will.

Sie leben also hier nicht allein? fragte ich.

Ich sehe meinen Gatten täglich nur eine halbe Stunde.

Und ist es wahr, daß Sie darauf hinarbeiten, den Kaiser vom Throne zu stürzen?

Ich setze voraus, daß Sie unter allen Umständen entschlossen sind, mich nicht zu verlassen; fiel die Signora ein, Herr von Verron hat uns diese Versicherung gegeben, und deshalb bin ich offen gegen Sie; denn wenn Sie Ihr Wort zurücknehmen wollten, könnte Ihnen das jetzt nichts mehr nützen, meine Liebe, man würde Sie auch gegen Ihren Willen zurückhalten.

Sie fürchten, daß ich Sie verrathen könnte? fragte ich.

Wenn wir auch das nicht fürchteten, die Vorsicht gebietet uns, nicht anders zu handeln.

Nun, ich gebe Ihnen die Versicherung, Signora, daß es mir ganz gleichgiltig ist, wenn der Kaiser gezwungen wird, seine Krone wieder abzulegen; vielleicht, daß dann mein armer Bruder von Cayenne zurückkehrt.

Sie haben also einen Bruder in Cayenne?

Leider; er wird für mich wohl für immer verloren sein.

Und Ihr Vater ist im Bagno? fuhr die Signora fort.

Das ist ebenfalls wahr, entgegnete ich, die Augen senkend.

Allerdings ein trauriges Los, armes Kind; nun, tröſten Sie ſich wenigſtens mit der Ueberzeugung, daß Sie bei einer Freundin ſind, die Alles aufbieten wird, Ihr Schickſal zu erleichtern. Uebrigens wird mein Aufenthalt hier nicht von langer Dauer ſein, und dann gehen Sie mit mir nach dem wunderſchönen Italien. Jetzt aber begeben Sie ſich zu Bette, in dem Nebenzimmer ſchlafen Sie; ich hoffe, Sie werden bei mir nichts entbehren, ſelbſt die freie Luft nicht.

Signora Gribaldi öffnete eine Thür; ich ſah ein ganz traulich ausmöblirtes Gemach, worin eine eiſerne Bettſtelle und ein ſauberes Bett ſtand. Ich war abgeſpannt und müde, und ohne noch viel über meine gegenwärtige Lage nachzudenken, entkleidete ich mich und ſtreckte mich auf mein Lager hin.

Als ich am andern Morgen erwachte, wußte ich mich zuerſt nicht zu beſinnen, wo ich mich befand; es machte mich beklommen, daß noch Licht brannte, denn ich hatte vergeſſen, daß ich unter der Erde lebte, wo es keine Fenſter gab. Ich erhob mich und machte Toilette; mein Zimmer war ſo bequem und gemüthlich, wie ich's nur wünſchen konnte, ausgeſtattet, nichts fehlte, und ich mußte über den Luxus der Gegenſtände, die meinem Gebrauche übergeben waren, erſtaunen. Dennoch gerieth ich in Unwillen, als ich

nach vollendeter Toilette mich erheben wollte und mein Zimmer verschlossen fand.

Ich war also, was mir Signora Gribaldi übrigens auch offen erklärt hatte, eine Gefangene.

Auf mein Pochen wurde jedoch die Thür geöffnet; die Signora stand völlig angekleidet vor mir. Es schien mir, daß sie die Nacht durchwacht hatte.

Schon aufgestanden, Jeannette? sagte sie.

Und Sie, Signora, ebenfalls?

Ich habe diese Nacht nicht geschlafen, Jeannette; ich habe wachen müssen für die Sicherheit der Männer.

Welcher Männer? fragte ich.

Nun, Du weißt ja, daß ich hier einige gute Freunde beherberge, welche ernstlich darauf sinnen, die Völker frei zu machen; sie wollen das Papiergeld vernichten, welches der Despotie Millionen und Billionen zur Verfügung stellt und, während es einige hundert Millionäre schafft, die der Despotie jeden Augenblick bereitwillig dienen, die große Masse völliger Verarmung und Abhängigkeit entgegenführt; ganz Europa soll in eine Republik verwandelt werden, eben so ganz Amerika, und diese beiden Staaten sollen dann die Cultivirung der übrigen Welttheile übernehmen. Die Feindschaft zwischen den Völkern wird dann zur Unmöglichkeit gemacht und die stehenden Heere sind

abgeschafft, die Völker arbeiten nur für die Künste und Wissenschaften des Friedens.

O, rief ich aus, das ist ein Utopien!

Nun, man muß diese Grundsätze zu einem Evangelium machen; versetzte die Signora, und wenn auch Hunderte seiner Vorkämpfer gekreuzigt, d. h. erschossen, guillotinirt oder nach Cayenne und Sibirien verbannt werden, so müssen sich die Besseren und Edleren der Menschheit nicht abschrecken lassen, dieses Evangelium von neuem zu predigen, bis die Menschheit daran glaubt und darnach handelt.

Aber das geht ja nicht ohne die fürchterlichste Revolution, versetzte ich, und das wäre entsetzlich, dann ginge es wieder los wie unter Marat und Robespierre.

Die Revolutionen von 1830 und 1848 haben gezeigt, daß das Volk menschlicher und gesitteter geworden ist, aber der zweite December hat nicht gezeigt, daß der Ehrgeiz und der Fanatismus einzelner Herrschsüchtiger die alten Mittel des Schreckens scheut.

Ja, leider, sonst wäre mein armer Bruder nicht nach Cayenne gekommen; entgegnete ich.

Jeannette, sagte Signora Gribaldi, es wird hoffentlich bald anders werden in Frankreich und in ganz Europa; aber jetzt will ich mich niederlegen,

denn für mich bricht erst jetzt die Nacht an; Du kannst Dich beschäftigen, denn wir müssen unsere kleine Wirthschaft selbst führen, nur zu kochen brauchen wir nicht.

Und woher bekommen wir die Speisen? fragte ich.

Die werden uns gebracht; versetzte die Signora, übrigens, Jeannette, wenn Du frische Luft schöpfen willst, dann begieb Dich in den Garten.

Wir haben hier einen Garten? fragte ich erstaunt.

Wie wäre es wohl sonst möglich, hier Monate lang auszuhalten? Komm, ich will ihn Dir zeigen.

Signora Gribaldi führte mich nun wirklich in eine Art Treibhaus, welches mit einem Glasdache überwölbt war und von den herrlichsten und kostbarsten Blumen duftete. Das Gewölbe schien mir thurmhoch zu sein. Die Luft in diesem Gewächshause war überaus würzig, that mir ungemein wohl, und ich konnte mich nicht genug über diese merkwürdige Oase mitten in einem tiefen dumpfen Keller verwundern. Nachdem wir uns ein Viertelstündchen in dem Glashause aufgehalten hatten, kehrten wir in unsere Zimmer zurück.

Signora Gribaldi gab mir einige Anweisungen, wie ich mich zu verhalten hatte.

Es wird im Laufe des Vormittags, sagte sie,

Niemand zu uns kommen; es haben überhaupt nur zwei Leute Zutritt zu mir: Herr Alfons von Verron und ein gewisser Herr Picard. Diese beiden Herren pochen nicht an, wenn sie zu mir wollen, sondern sie schellen mit einer kleinen Glocke, die sie bei sich führen. Auf jedes andere Geräusch wird die Thür nicht geöffnet, und sollte Jemand Einlaß begehren, dann wecke mich.

Diese Verhaltungsmaßregeln versprach ich genau zu beobachten; und nun legte sich Signora Gribaldi nieder. Ich ging an meine Verrichtung, hatte aber Zeit genug, an meine seltsame Lage zu denken.

Ich befand mich wirklich mitten unter Verschwörern und eine zarte junge Frau schien diese zu beherrschen und zusammenzuhalten; wahrscheinlich hatte sie diesen Einfluß durch das ungeheure Vermögen erhalten, welches sie von ihrem ersten Gatten geerbt. Ich hatte keine Ursache, gegen Herrn von Verron böse zu sein, der mich hierher gebracht; ich fürchtete nichts für mich selbst, denn ich war gegen mein Schicksal ziemlich gleichgiltig geworden; nur die Lage meines unglücklichen Bruders machte mir tiefe Bekümmerniß, und ich konnte den Gedanken nicht von mir abwehren, daß ich vielleicht dadurch, daß ich Favre verlassen, sein Schicksal besiegelt hatte.

Mit diesen Gedanken war ich beschäftigt, als ich

schellen hörte. Signora Gribaldi schlief fest und ruhig; ich öffnete, und Alfons von Verron stand vor mir.

Die Siguora schläft, aber Sie müssen sie wecken; sagte er mit einer Stimme, die mich ängstlich machte.

Herr von Verron, fragte ich, ist etwas vorgefallen, was die Sicherheit der Signora gefährdet?

Es ist möglich, versetzte er, daß wir noch heute diesen Aufenthalt verlassen müssen; wecken Sie die Signora!

Ich trat an ihr Bett; es wurde mir schwer, ihren friedlichen Schlaf zu unterbrechen.

Aber sie erwachte, so leise ich auch ihren Namen rief.

Herr von Verron, sagte ich, wünscht Sie sofort zu sprechen.

Ihr von einer sanften Röthe angehauchtes Gesicht erbleichte, als ich diese Worte aussprach.

Mein Gott, rief sie aus, was hat das zu bedeuten?

Sie warf sich schnell in ihre Kleidung und trat in das Zimmer, wo Herr von Verron ihrer wartete.

Die Unterredung währte kaum eine Viertelstunde.

Als Herr von Verron sich entfernt hatte, rief

mich die Signora. Sie war bleich wie der Tod, aber sie zeigte sich gefaßt.

Meine liebe Jeannette, sagte sie, ich habe früher Gelegenheit, Deine Treue und Hingebung zu erproben, als ich gewünscht und erwartet; Du mußt hier einige Tage — meine Rolle spielen.

Ihre Rolle, Signora; rief ich im höchsten Grade erstaunt, wie vermag ich das?

Du bist gewandt, entgegnete sie, Du kennst jetzt die Welt, Du wirst Dich zu benehmen wissen. Da das, was meinerseits von Dir gefordert wird, nur in der Verschwiegenheit bestehen wird, so kann Dir Deine Rolle nicht schwer werden.

Bitte, lassen Sie hören; sagte ich.

Man wird hierher kommen, meine Liebe, sagte die Signora, und zunächst die Frage an Dich richten, ob Du Signora Gribaldi seiest. Diese Frage bejahest Du. Dann wird man Dir Deine Schlüssel abverlangen; diese übergiebst Du. Man wird Dich auffordern, diesen Keller zu verlassen, in einen Fiacre zu steigen, und man wird Dich in's Gefängniß bringen.

In's Gefängniß? rief ich erschreckt aus.

O, meine Liebe, versetzte die Signora, die edelsten Wesen saßen ja schon im Kerker, und sie haben nicht davor gezittert und ihr Muth wurde nicht gebrochen. Auch ich habe schon in den entsetzlichen

Kerkern der Inquisition schmachten müssen, und Gott hat mich doch wieder an's Tageslicht geführt.

O, dann kann ich gar nichts mehr für meinen armen Bruder thun! rief ich aus.

Sei unbesorgt, die Gefahren, welche Du duldest, kommen auch Deinem Bruder zu statten; übrigens wird Deine Haft nicht lange dauern, in spätestens vierzehn Tagen kannst Du Deinen wahren Namen nennen.

Und was würde dann mit mir geschehen, Signora? Ich würde ein verlassenes, elendes Weib sein; kein Mensch würde sich um mich kümmern.

O, wie kannst Du glauben, Jeannette; meine Freunde werden Dich nicht aus den Augen verlieren, und sobald Du frei bist, wende Dich nur an Herrn Antiquitätenhändler Picard. Uebrigens wirst Du im selben Moment, in welchem Du das Gefängniß verläßt, Freunde und Helfer genug finden, ohne Dich erst darnach umsehen zu müssen.

Signora, versetzte ich, ich hoffe, daß ich mich wenigstens nicht vergebens und nicht für schlechte Zwecke opfern werde!

Statt der Antwort küßte mich die Signora; sie weinte, dann legte sie ihre Hände segnend auf mein Haupt und sagte mit tiefbewegter Stimme:

Ich habe Vertrauen zu Dir gefaßt und Dich liebgewonnen im ersten Augenblick, da ich Dich sah;

unser Schicksal wird von nun an unzertrennlich von einader sein; gegen Abend verlasse ich Dich, aber Du wirst nicht allein sein, Du wirst von unsichtbaren und sichtbaren Freunden umgeben sein.

Signora Gribaldi beschäftigte sich nun damit, ihre Sachen zu ordnen; Papiere, die ihr nicht wichtig schienen, verbrannte sie; Effecten von Werth packte sie zusammen; ihre Toilette jedoch, so kostbar solche auch war, ja selbst Schmuck und Brillanten ließ sie zurück.

Das bleibt Alles für Dich, mein liebes Kind; sagte sie, ich will Dir Deine Lage wenigstens so leicht wie möglich machen; in diesen Kleidern und mit diesem Schmuck wird es nicht allzu schwer werden, die Leute glauben zu machen, daß Du die reiche Gribaldi seiest. Man wird Dich mit allem Anstande und mit aller Rücksicht behandeln, dessen bin ich gewiß; aber laß Dich dadurch nicht bethören, mein Kind; bleibe der Rolle treu, welche Du übernommen hast, und nun schwöre mir, Deinen wahren Namen vor vierzehn Tagen nicht zu verrathen.

O, das schwöre ich; sagte ich, die Hand emporstreckend.

Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, da ließ sich das Klingeln wieder vernehmen; es war Herr von Verron. Er brachte elegante Herrenklei-

dung; Signora Gribaldi mußte sich zu einem jungen Manne umgestalten; ich half ihr. Dann gab sie mir noch einige Anweisungen, wie ich mich verhalten sollte, und entfernte sich endlich mit Herrn von Verron.

Es wurde mir angst und bange, als ich mich allein fühlte; in der ersten halben Stunde mochte ich mich nicht rühren, ich war wie an meinen Sessel angenagelt; die seltsamsten Ideen durchkreuzten mein Gehirn; ich wollte mir einreden, daß ich träumte, oder gar, daß ich gestorben wäre und mich in einer andern Welt befände. Als ich diese Gedanken endlich glücklich von mir abgewehrt hatte, fragte ich mich, warum die Signora mich nicht mitgenommen hatte. Es war ja Zeit genug; ich sah den Zweck meines Zurückbleibens nicht ein. Endlich war ich des vielen Hin- und Herdenkens müde; ich begann mich mit dem zu trösten, wowit ein Weib so leicht sich tröstet, mit der wunderbaren Garderobe, mit den herrlichen Schmucksachen, welche die Signora zurückgelassen hatte.

Aber diese Freude währte nur einen Augenblick; ich versank jetzt in eine um so tiefere Trauer. Wenn ich in dieser Kleidung mich hätte zeigen können, wenn ich plötzlich in den Straßen von Paris erscheinen konnte, welch ein Aufsehen mußte ich machen. Wie wäre Alles zu meinen Füßen gestürzt! Was halfen mir nun die schönen Sachen? Sie sollten nur mein

Verderben besiegeln, mich in den Augen der Häscher als die Signora legitimiren, um dann als gute Beute in ihre Hände zu fallen. Wenn ich dann aus der Haft entlassen würde, so dachte ich weiter, wo waren dann alle diese schönen Sachen?

Mit diesen Grübeleien verging mir Stunde auf Stunde; ich untersuchte meine Maulwurfswohnung, aber ich fand nichts Tröstliches weiter. Selbst der Garten oder das Gewächshaus, welches mich früher so erfreut und überrascht hatte, schrumpfte jetzt zu einem düstern, traurigen Beinhause für mich zusammen; ich sah nur todte Blumen auf Todtengräbern. Immer drückender, beängstigender wurde mir dieser Aufenthalt. Herr von Verron hatte mir zugesagt, daß er spät am Abende wiederkommen und mir weitere Instructionen mittheilen würde. Ich erwartete voll Ungeduld seinen Besuch.

Es fiel mir ein, daß es mir doch ein Leichtes sein würde, diesen traurigen Aufenthalt zu verlassen; ich war ja keine Gefangene mehr; ich mußte auf demselben Wege in's Freie kommen können, wie Herr von Verron und die Signora. Ich trat an die Thür, durch welche sie den Keller verlassen hatte; ich versuchte sie zu öffnen, fand sie aber zu meinem größten Schreck verschlossen.

Ich war demnach wirklich eine Gefangene; man

wollte meine Flucht verhindern, hatte die schönen Kleider und die Schmuckgegenstände als einen Köder für mich zurückgelassen, um meiner ganz sicher zu sein. Ein entsetzlicher Gedanke machte mir das Haar sträuben. War ich vielleicht gar zum Hungertode bestimmt? Wenn ich für die Signora Gribaldi eine Gefangene sein sollte, konnte es nicht eben so gut möglich sein, daß ich in Wahrheit die todte Signora sein sollte? Dann war man ja noch sicherer, dann konnte man mit Bestimmtheit auf meine Verschwiegenheit rechnen; dann war nicht zu fürchten, daß ich mich verplaudern und die ganze Geschichte verrathen würde.

Ich hatte bis jetzt nichts von Hunger und Durst empfunden, aber jetzt plötzlich fühlte ich einen heftigen Appetit, ich mußte etwas genießen und begann nach Nahrung zu suchen. Meine Angst dämpfte sich etwas, als ich Brod und kalte Küche, eingemachte Früchte, Butter und Käse in genügenden Vorräthen fand, um einige Wochen davon leben zu können; aber neue Angstgedanken traten an die Stelle der früheren. Es brauchte gerade keine Böswilligkeit zu sein; ich konnte vergessen oder die Signora und Herr von Verron in die Unmöglichkeit versetzt werden, sich um mein Schicksal zu bekümmern. Wenn man nun nicht kam, um die vermeintliche Signora Gribaldi aufzu-

heben? Endlich mußten ja doch meine Vorräthe zu Ende gehen, und dann war mir der Hungertod gewiß.

Mir wurde plötzlich zu Muthe, als wäre ich lebendig begraben; ich verlor alle Fassung, schrie aus Leibeskräften und suchte nach einer Axt, um die Thür einzuschlagen. Ich erinnerte mich der verborgenen Treppe, welche ich an Herrn von Verron's Hand herabgestiegen war, nicht mehr, aber wir mußten in der That sehr tief gestiegen sein, wenn mein Geschrei und meine Schläge gegen die Thür oben nicht vernommen wurden.

Auf eine so heftige Aufregung folgte eine Reaction; ich sank ohnmächtig zur Erde. Ich weiß nicht, wie lange ich gelegen haben mochte, als ich aber erwachte, sah ich Favre's Gestalt vor mir und hörte seine Stimme.

Ich glaubte zuerst zu träumen, aber nur zu bald überzeugte ich mich, daß es wirklich Favre war.

O, sagte er, ich bin glücklich, daß Du wieder die Augen öffnest! Böses Weib Du! Welchen Kummer hast Du mir verursacht! Du verdienst es wirklich nicht, daß ich Dich so unaussprechlich liebe!

Was willst Du? fragte ich, indem ich ihn starr ansah.

O, gar nichts; ich will Dich jetzt mit nichts belästigen; komme nur erst wieder zu Dir selbst.

Ich muß gestehen, daß Favre mich mit einer Zartheit behandelte, die ich ihm nie zugetraut hätte. Seine Liebe war wirklich aufrichtig; er mochte ein schlechter, unmoralischer Mensch sein, aber ich erkannte, daß er mich wahrhaft liebte und für mich aller Opfer fähig war.

Wie kommst Du hierher? fragte ich.

Das werde ich Dir später sagen; erzähle Du mir zuerst, auf welche Weise Du hierher gekommen bist.

Das kann ich nicht, Favre; ich habe mein Wort gegeben, ich habe einen Eid geleistet.

Ich werde ja doch Alles erfahren; entgegnete Favre, was Du mir nicht erzählst, wird die Signora Gribaldi mittheilen müssen.

Signora Gribaldi? rief ich aus. Ist sie nicht in Sicherheit?

Nun, ich denke sie hier zu finden; entgegnete Favre.

Hier gewiß nicht; sie ist fort; versetzte ich.

Sie ist fort? O, das ist nicht möglich!

Ich bin für sie zurückgeblieben; Du kannst Dich überzeugen.

Du bist für sie zurückgeblieben? Was hast Du mit der Gribaldi zu schaffen?

Höre, Favre, sagte ich, ich habe der Signora mein Wort gegeben, ihre Stelle einzunehmen und für sie in's Gefängniß zu gehen; sie wußte, daß sie verrathen war; sie hat sich daher bei Zeiten in Sicherheit gebracht und mir ihre Garderobe und ihre Juwelen zurückgelassen, damit ich ihre Rolle einnehmen könne. Ich bin also Signora Gribaldi! Wenn Du mich wirklich liebst, wenn Du einigen Werth auf meine Dankbarkeit legst, dann laß mich meine übernommene Rolle spielen. Unter dieser Bedingung will ich Dir in Zukunft angehören, sonst nicht.

Favre war, während ich sprach, sehr nachdenklich geworden.

Du bist närrisch, Jeannette; sagte er, als ich schwieg, Du willst Dich für die Signora Gribaldi ausgeben und ich soll Dich nicht verrathen, und zum Lohne für meine Verschwiegenheit versprichst Du mir Dein Herz, das ich allerdings bisher nicht besaß. Aber wenn Du Dich für Signora Gribaldi ausgiebst und wenn man Dir glaubt, dann wird es mit Deiner Zukunft zu Ende sein.

Ich will es nur auf vierzehn Tage sein; versetzte ich.

Auf vierzehn Tage, Du närrisches Ding; sagte

Favre, das reicht gerade aus, um Dich nach Rom zu transportiren.

Nach Rom? rief ich erstaunt.

Freilich; die Signora ist römische Unterthanin; sie ist aus dem Gefängnisse entflohen; Antonelli besteht auf ihre Auslieferung, und die französische Regierung hat sie für den Fall, daß man ihrer in Frankreich habhaft würde, zugesichert.

Nun, man wird aber doch die Signora in Rom kennen und mich entlassen.

Du irrst; man wird Dich vorläufig in Rom festhalten.

Dann könnte ich ja vor meiner Auslieferung die Maske abwerfen.

Das könntest Du allerdings; entgegnete Favre, der wieder sehr nachdenklich aussah.

In diesem Moment hörte man ganz deutlich, daß eine Thür in unserer Nähe aufgeschlossen wurde.

Favre löschte rasch das Licht aus.

Du magst meinetwegen Deine Rolle spielen; flüsterte er, ich will Dir Deinen Willen lassen, Jeannette; ich rechne auf Deine Erkenntlichkeit.

Er verbarg sich; ich hörte, daß sich Schritte näherten.

Eine Weile war es ganz finster; dann aber brannte plötzlich ein Licht.

Ein ganz fremder Mann stand vor mir.

Ich saß im Lehnstuhle, das Gesicht zur Hälfte in's Polster gedrückt.

Schlafen Sie, Signora? fragte der Fremde.

Nein; flüsterte ich.

Sie sitzen im Dunkeln?

Ich wollte schlafen; das Licht blendet mich so sehr.

Das ist kein Wunder; Ihre Augen müssen durch diesen Aufenthalt sehr geschwächt sein.

Ich kann Sie wirklich nicht erkennen; sagte ich, meine Augen vermag ich nicht zu öffnen —

Sie erkennen mich nicht einmal an der Stimme? Ich bin der Doctor Drogue.

Ah! — Was wünschen Sie, lieber Doctor?

Mein Geld ist zu Ende.

Das ist schlimm, Doctor.

Warum schlimm? Das Ihrige reicht hoffentlich noch lange aus.

Auch ein Brunnen läßt sich ausschöpfen.

Phrase! Sie hatten wenigstens zwei Millionen Francs bei sich, welche unmöglich schon zur Hälfte verausgabt sein können.

Ich bitte, Sie wissen, welche Ausgaben ich habe.

Das weiß ich, obwohl Sie nicht aufrichtig gegen mich sind; so z. B. waren Sie gestern in einer Ge=

sellschaft, wohin sich eine ehrbare Dame nie begeben müßte.

Ich wurde sehr verlegen; ich wurde roth bis an die Stirn. Was sollte ich sagen? Der Doctor Drogue war mir völlig fremd; sollte ich leugnen oder eingestehen? Ich glaubte, das Erstere würde mich am leichtesten über diese Sache hinwegbringen.

Mein lieber Doctor, sagte ich, Sie haben mich fälschlich in Verdacht; ich habe diesen Aufenthalt nicht verlassen.

O, Sie wollen mich betrügen; rief Doctor Drogue aus, Sie halten es mit Denjenigen, die gegen mich intriguiren; aber ich werde das Gewebe zerreißen. Ich will Ihnen nur sagen, Signora, daß Sie verrathen sind, daß Sie diesen Aufenthalt nicht mehr verlassen können, ohne der Polizei in die Hände zu gerathen, und daß nur ich Sie retten kann.

Wer konnte mich verrathen? fragte ich.

Sie scheinen an die Gefahr nicht recht glauben zu wollen, Signora; sagte der Doctor, Sie sind ungewöhnlich ruhig; ja, ich glaube sogar, daß Sie sich in einem halbwachen Zustande befinden. Diese Schläfrigkeit läßt mich vermuthen, daß Sie nicht allein die ganze Nacht, sondern auch den Tag durchgeschwärmt haben; da ist es natürlich kein Wunder, daß Sie verrathen worden sind.

Wie haben Sie denn das erfahren?

Sie wissen doch, daß mein Neffe Polizeispion ist.

Freilich weiß ich das; aber Sie sagten mir doch, daß Sie mit ihm gar nicht mehr zusammenkämen.

Das ist wahr, er darf nicht mehr über meine Schwelle treten, seitdem er mir in Neapel den teuflischsten Streich, dessen ein Mensch fähig ist, gespielt hat. Ich war aber vor einigen Stunden zufällig beim Grafen Morny; er giebt mir immer in seinem Cabinet Audienz; wir hatten eine lange Unterredung mit einander; da wird ihm mein Neffe gemeldet. Der Graf wußte, daß wir mit einander verwandt sind. Haben Sie die Güte, einen Augenblick dort einzutreten, sagte er; Ihr Neffe hat mir eine wichtige Meldung zu machen; es ist gerade nicht nöthig, daß Sie sich hier treffen. Ich trat in ein Nebenzimmer; der Graf vergaß die Thür zuzumachen oder er hielt es meiner Verwandtschaft mit dem Eintretenden wegen nicht für nöthig. Ich hörte also das Gespräch, welches zwar nur kurze Zeit währte, aber es war genug, um zu wissen, daß Sie durch einen gewissen Constant verrathen waren und daß Ihre Aufhebung und Verhaftung beschlossen war.

Das ist abscheulich! rief ich aus.

Wir werden aber der Verhaftung zuvorkommen, sobald Sie auf meinen Plan eingehen wollen.

Was ist es?

Sie kommen mit mir zum Grafen Morny.

O, ich bitte Sie! Welchen Zweck hätte das?

Ich werde ein Wort für Sie einlegen; der Graf wird Sie sehen, Sie bewundern und Ihre Auslieferung hintertreiben.

Und wenn er Ihnen nicht willfahrt?

Dann werde ich Sie an einen Ort führen, wo Sie vollkommen sicher sind.

Ich wußte nicht, was ich dem Doctor antworten sollte, und hielt es für das Beste, Favre selbst darum zu befragen. Ich sah mich um, wo er wohl versteckt sein konnte, und hatte seinen Aufenthalt bald errathen.

Lieber Doctor, sagte ich also, ich werde Toilette machen und Ihnen folgen, wenn Sie glauben, daß ich hier nicht mehr sicher bin; haben Sie die Güte, mich einen Augenblick allein zu lassen.

Doctor Drogue verließ mich und ich begab mich in Favre's Nähe.

Gehe auf seinen Vorschlag ein, flüsterte er, wenn Du es machen kannst, daß er seinen Irrthum nicht gewahr wird.

Du weißt, daß mich Graf Morny kennt; flüsterte ich zurück.

Desto besser; Du wirst der Signora einen großen Dienst erweisen.

O, dann würdest Du mir das nicht rathen.

Warum nicht? Mir ist sie sicher genug; aber wenn sie bezahlt, ist es mir gerade so lieb, als wenn mich Antonelli oder der Herr Falconi bezahlt.

Du thust Alles für das schnöde Geld; sagte ich verächtlich.

Und das schnöde Geld gebrauche ich für Dich, Du närrisches Ding; versetzte Favre.

Ich machte schweigend Toilette, setzte den Hut auf, verschleierte mich so tief als möglich und sagte dem Doctor Drogue, daß ich bereit sei, ihm zu folgen, um des Grafen Schutz anzuflehen.

Ich wußte eigentlich nicht, was ich that; mir schwindelte der Kopf; ich wußte jedoch, daß ich mich auf Favre verlassen konnte, und brauchte nicht zu fürchten, daß er mich stecken lassen würde. Ich verließ mit dem Doctor meinen unterirdischen Aufenthalt und merkte mir genau, wo der Ausgang aus meinem vermeintlichen Labyrinthe war. Der Doctor benutzte jedenfalls nicht dieselbe Thür, durch welche Signora Gribaldi und Herr von Verron geflüchtet waren. aber wir befanden uns, nachdem wir eine Treppe emporgestiegen waren, auf demselben Hausflur, über den mich von Verron hinabgeführt hatte. Der Doctor lud mich nun ein, in sein Zimmer zu treten, was ich nicht gut ablehnen konnte. Er machte jetzt

ebenfalls Toilette. Mich hatte er bisher kaum eines näheren Blickes gewürdigt. Meine Sprache mußte wohl mit der Sprache der Signora Aehnlichkeit haben, daß ihm dieselbe nicht auffiel, oder er achtete nicht darauf. Er schien überhaupt so wenig an die Mög=lichkeit einer Verwechslung zu denken, daß er auch nicht den geringsten Argwohn schöpfte.

Endlich führte er mich in die Straße und ließ mich in einen Fiacre steigen.

Wenn mich nun der Graf Morny gleich bei sich behält? fragte ich den Doctor.

Nun, das wäre das Beste, was Ihnen begegnen könnte; versetzte der Doctor, der Graf ist ein Weiber=freund; wenn Sie gefällig sind, wird er's auch sein.

Ich hoffe, der Graf wird billig und gerecht gegen mich sein; sagte ich.

Billig und gerecht? — Ach, guter Himmel, was sind das für ein paar Worte? Die Gerechtigkeit ist ein Ding, das bei jedem Menschen, in jedem Lande, unter jeder Regierung anders aussieht. Sie sind gegen Frankreich oder aber gegen die Monarchie im Kriege, Signora; Sie unterstützen die grimmigsten Feinde des Kaisers mit Ihrem Vermögen und Ihrem Muthe, wie wollen Sie nun bei einer solchen Gesin=nung auf Schonung von Seiten des besten Freundes des Kaisers rechnen?

Warum führen Sie mich dann zu ihm hin? fragte ich.

Ich werde es versuchen, ihn zu bewegen, Ihnen zu verzeihen, und werde ihm sagen, daß Sie sich auf jede Bedingung hin dem Kaiser unterwerfen.

Ich hoffte, daß der Graf mich nicht wieder erkennen würde; wie sollte er mein Bild, das er doch so flüchtig gesehen, so fest in der Erinnerung behalten haben? Uebrigens verließ ich mich, wie gesagt, auf Favre; ich durfte glauben, daß er mich zu sehr liebte, um mich preiszugeben.

Als wir in den Palast des Grafen kamen, ließ sich der Doctor Drogue melden; ich blieb in einem Nebencabinet zurück. Nach zehn bis fünfzehn Minuten kam der Doctor zurück.

Wir müssen uns zurückbegeben; sagte er, der Graf ist in einer sehr bösen Stimmung; wenn ich Sie ihm vorstelle, ist Alles für Sie zu fürchten. Es sind schlimme Nachrichten aus Italien eingelaufen. Die revolutionäre Propaganda unterwühlt das ganze Land. Und dieser Prinz Napoleon — und der Prinz Murat! Denken sie wirklich, es ist die Zeit des ersten Napoleon, der für jeden Narren einen Thron bei der Hand hatte!

Mein Gott, was ist denn? fragte ich.

Der Kaiser wird fortwährend zum Kriege gereizt;

man sagt ihm, der Krieg tödtet die Revolution. Das ist aber nicht wahr, der Krieg nährt sie.

Der Kaiser will keinen Krieg? fragte ich.

Keinen solchen, den die Revolution will; der Kaiser und die Revolution können nicht mit einander gehen; aber der Prinz Napoleon knüpft fortwährend mit der Revolution an; nun, das müssen Sie am besten wissen.

Ich schwieg, denn ich wußte eben nichts.

Ich kann also ruhig wieder in meinen Versteck zurückkehren? sagte ich.

Das können Sie nicht, Sie können höchstens in meiner Wohnung bleiben.

Das werde ich nicht; sagte ich bestimmt.

Aber Sie müssen wohl, Sie sind in Ihrem Versteck nicht sicher.

Ich will es darauf ankommen lassen.

Wenn etwas gegen Sie unternommen wird, dann ist es zu spät, dann wird Ihnen schwerlich zu helfen sein.

Der Doctor Drogue sah mich bei diesen Worten so scharf in's Gesicht, daß ich schon fürchtete, entdeckt zu werden; ich nahm mein Taschentuch rasch vor's Gesicht, und so ging die Gefahr vorüber.

Meinetwegen, sagte er, gehen Sie in Ihre Maul-

wurfshöhle zurück; Sie werden sehen, was dabei herauskommen wird.

Aber was soll ich machen? fragte ich.

Sie müssen einfach, wenn wir beim Grafen Morny nichts ausrichten, Paris verlassen; aber wie wollen Sie das anfangen? Jeder Mouchard hat Ihr Signalement in der Tasche; die Bahnhöfe sind sämmtlich genau überwacht, ja mit jedem Zug geht ein Mouchard ab; die kommen aus Paris nicht hinaus. Sie müssen also noch hier bleiben. Wo aber? In Ihrem alten Versteck sind Sie nicht einen Augenblick mehr sicher, vielleicht finden Sie es schon jetzt von Polizisten besetzt; aber in meiner Wohnung würden Sie sicher sein.

Bei Ihnen? Das ist kaum glaublich — Sie wohnen über meinem Versteck.

Ich spreche von meiner Privatwohnung.

Mein lieber Doctor, sagte ich, diese Nacht will ich's noch darauf ankommen lassen.

Sie wollen durchaus in's Unglück rennen? Nun, ich will mich Ihnen ferner nicht aufdringen. Geben Sie mir zwanzigtausend Francs und thun Sie, was Sie wollen.

Morgen, lieber Doctor; entgegnete ich.

Morgen? Gott weiß, wo Sie morgen sind; ich

muß Sie bitten, mir dieses Geld sofort auszuzahlen; Sie wissen, wozu ich's verwandt habe.

Nun, so kommen Sie mit mir!

Gewiß; wir werden bald am Ziele sein; aber es ist möglich, daß Sie nicht mehr in Ihren Versteck hineingelangen können; geben Sie mir gefälligst den Schlüssel, dann kann ich nach unserer früheren Verabredung handeln.

Ich hatte keinen Schlüssel, ich wußte von nichts und sah ein, daß nun der Moment meiner Entlarvung gekommen war.

Ach, sagte ich, ich habe ja den Schlüssel zurückgelassen!

Wo? fragte der Doctor sehr bestürzt.

Nun, auf dem Tische, in dem Körbchen.

In dem Körbchen? rief der Doctor. Nun, da sage man mir, daß die Frauen die Vorsicht kennen. Es ist ja Alles verloren, wenn der Schlüssel in die Hände der Polizei fällt.

Lassen Sie uns eilen; entgegnete ich, wir werden nicht zu spät kommen!

Es bleibt uns freilich jetzt nichts Anderes übrig.

In wenigen Minuten waren wir vor dem Hause angelangt. Ich war froh, denn ich fürchtete mich vor dem Doctor und mußte jeden Augenblick gefaßt sein, daß er seinen Irrthum inne wurde. Meine

Kleidung mußte ihn täuschen, meine Gestalt mochte einige Aehnlichkeit mit der meiner Signora haben; von meinen Zügen hatte er bisher nicht viel sehen können; auch hielt ich mich in guter Entfernung von ihm, und der Doctor war sehr kurzsichtig. Aber endlich mußte er doch dahinter kommen, wie schmählich er getäuscht wurde, und es lag etwas in dem Gesicht des Doctors, das mir für diesen Fall nichts Gutes verhieß.

Doch so nahe meinem Beschützer, bekam ich wieder Muth. Ich merkte mir Alles sehr genau. Das Haus hatte in seinem Aeußern durchaus nichts Auffälliges; man merkte von der Straße aus nicht, daß es große unterirdische Keller und Gewölbe besaß. Ein Schild neben dem Eingange besagte, daß sich hier ein chemisches Laboratorium befand; und Alles, sowohl am Aeußern als im Innern des Hauses, harmonirte mit diesem Schilde.

Eine alte Frau hütete diese Wohnung; sie war beinahe taub und blind — auch das paßte zu dem Laboratorium, denn sie hatte ja nichts zu thun, als nichts zu sehen und nichts zu hören; sie blieb in ihrer Stube oder trippelte auf dem Hausflur umher, besorgte die Reinhaltung des Häuschens, soweit diese dringend geboten war, denn im Laboratorium selbst

durfte nichts angefaßt, kein Gegenstand von seiner Stelle fortgenommen werden.

Der Eingang zu dem Kellergewölbe war so eingerichtet, daß Niemand ihn zu errathen vermochte. Erst später erfuhr ich von Favre, daß das Haus zur Zeit der Revolution ein Zufluchtsort der Aristokraten war, welche sich vor Robespierre verbargen. Dieser Zufluchtsstätten soll es mehrere gegeben, und einige Leute, welche dieselben einrichteten, ein förmliches Geschäft mit Gewährung eines solchen Asyls getrieben haben. Bei den jetzigen Pariser Neubauten sind mehrere unterirdische Wohnungen, die dergleichen Zwecken gedient hatten, aufgefunden worden. Einige trugen sogar noch Ueberreste ehemaliger Eleganz, in anderen fanden sich menschliche Knochen, und das Laboratorium des Doctor Drogue befand sich ebenfalls über einem Revolutionsasyle.

Ich konnte nun nicht anders denken, als daß Favre mit dieser Oertlichkeit vertraut gewesen und der Signora auf die Spur gekommen war, daß er aber doch seinen Oheim nicht geradezu verrathen wollte. Ich hoffte, daß sich diese Geschichte nunmehr zu Ende spielen würde, als aber der Doctor in seine Wohnung trat, trippelte die Alte auf ihn zu und händigte ihm ein Billet ein.

Ich sah ihn, während er las, aufmerksam an;

er erblaßte und sagte, nachdem er mit dem Inhalte des Schreibens fertig war, zu mir gewendet:

Ich muß sofort wieder dem Grafen Morny einen Besuch abstatten; es ist hoffentlich keine Gefahr für Sie da, wenn Sie sich in meinem Laboratorium aufhalten. Hierher kommt Niemand; man könnte höchstens von der andern Seite eindringen. Ich werde diese Nacht wahrscheinlich nicht zurückkehren; aber sollten Sie irgend etwas wünschen, dann schreiben Sie mir, die Frau hier hat meine Adresse, und damit ich Ihnen nichts zu schreiben habe, will ich Ihnen morgen ein Rendezvous bei der Kapelle der heiligen Cäcilie geben.

Aber die ist ja abgerissen!

Im Gegentheil, sie befindet sich noch auf dem alten Fleck, nur die Häuser rings herum sind niedergerissen und die Kapelle wird bald genug ein ähnliches Schicksal haben; aber vorläufig steht sie noch; dort erwarte ich Sie morgen.

Aber warum können wir uns nicht hier sprechen? fragte ich erstaunt.

Weil ich in Paris einundzwanzig Stunden lang nicht gesehen werden darf; dort ist es einsam; ich kann mich von meiner Wohnung leicht dorthin begeben.

Das ist ein Räthsel für mich.

Wie Sie es für mich sind. Sie haben mir noch immer nicht gesagt, wo Sie die vergangene Nacht gewesen, und Sie haben mir doch versprochen, kein Geheimniß vor mir zu haben.

Nun, es wird sich finden.

Ich hoffe. Gute Nacht, schöne Signora!

Ich glaubte, er wollte mich küssen; ich wandte mich rasch ab und er verließ das Laboratorium.

Ich fand, daß hier Alles für eine Nachtherberge eingerichtet war und daß ich mich ohne Weiteres zur Ruhe begeben konnte. Der Doctor Drogue schien entweder vorhergesehen zu haben, daß ich hier eine Nacht zubringen würde, oder er hatte darauf gerechnet, selbst hier zu bleiben; genug, ich fand ein feines, frisches Bett und jeglichen Comfort, den sich nur eine Dame wünschen konnte.

Ich war aber keineswegs gewillt, mich hier niederzulegen; wußte ich doch, daß Favre mich erwartete, und ich war nur allzusehr begierig, aus meiner zweideutigen Rolle herauszukommen. Ich wußte ja von nichts, ich verstand die ganze Comödie noch nicht; es wurde mir schwarz vor den Augen, wenn ich mich in diese seltsamen Verhältnisse vertiefte; Alles wogte mir durch einander, und ich verstand es nicht, die Signora, den Doctor Drogue, den Herrn von Verron und Favre zu einem Schachspiel vereinigt

zu sehen. Diese Welt von sich durchkreuzenden Intriguen war mir ganz neu. Ich hatte bereits eine entsetzliche Schule bei der Margot durchlaufen müssen; ich hatte erfahren, wie mit Unschuld und Ehre in Paris Geschäfte gemacht, wie die Tugend gewaltsam in den Schmutz gezogen wurde; auch wie mit der politischen Gesinnung umgesprungen wurde, hatte ich durch das Schicksal meines Bruders und durch Favre's Handlungsweise genügend kennen gelernt. Dennoch wußte ich mich in dieses Verhältniß der Signora Gribaldi zu Doctor Drogue nicht hineinfinden; ich wünschte Aufklärung und ich hoffte sie durch Farre zu erhalten.

Aber wie sollte ich hinabgelangen? Vergebens suchte ich nach einer Thür; ich war in den Keller hinabgestiegen und war aus demselben heraufgekomkommen, und dennoch konnte ich den Weg nicht wiederfinden; erst jetzt bemerkte ich, daß meine Lampe zu erlöschen drohte. Ich ging zu der alten Frau und bat sie um Oel, aber sie konnte mir nichts geben, weil, wie sie sagte, sie selbst nichts hatte.

Ich war hierüber sehr ungehalten, denn es mußte für mich durchaus peinlich sein, ohne Licht hier die Nacht zu verbringen. Zum Glück wurde ich bald aus meiner Verlegenheit gezogen, denn plötzlich stand Favre vor mir.

Warum bist Du hier? fragte er mich; warum ließest Du Dich vom Doctor Drogue nicht wieder hinunterbringen?

Ich theilte ihm die Ursache mit.

Ah, sagte er, das hat gezogen. Nun folge mir wieder nach Hause!

Zu Dir?

Wohin wolltest Du wohl sonst?

Wieder hinunter.

Das geht nicht; ich habe bereits Alles versiegelt, auch befindet sich ein Polizist unten.

Du hast Deinen Oheim verrathen? rief ich entrüstet.

Durchaus nicht. Niemand wird eine Verbindung des Kellers mit diesem Hause ahnen.

Aber Du versprachst mir doch, der Signora beizustehen.

Das werde ich unter Umständen auch thun.

Ich werde nur unter dieser Bedingung mich willig finden, ferner mit Dir zu leben.

Ich will gewiß thun, was ich vermag, Jeannette; aber gegen meine Pflicht kann ich nicht handeln; die Signora wird gerettet werden, aber Groiola und der Herr von Verron sind verloren.

Der Herr von Verron? rief ich erschreckt.

Ist unrettbar verloren; wiederholte Favre mit einer gewissen Schadenfreude.

Ich sah ein, daß Favre auf den jungen Mann eifersüchtig war, und bedachte, daß ich ihm nichts nützte, wenn ich mich allzu lebhaft für ihn interessirte. Ich wußte ja, daß der Doctor Drogue Herrn von Verron sehr gewogen war, und beschloß, mich an diesen zu wenden.

Wenn Herr von Verron verloren ist, entgegnete ich, thut mir das aufrichtig leid, jedoch freut es mich, wenn die unglückliche Signora zu retten sein wird. Sei aufrichtig gegen mich, Favre, auf welche Weise bist Du dahinter gekommen, wo sich Signora Gribaldi aufhielt?

Komm mit mir nach Hause, und ich werde Dir Alles ganz wahrheitsgetreu erzählen.

Ich sträubte mich nicht länger; in Favre's Nähe glaubte ich, wie die Sachen einmal standen, am besten für die unglückliche Signora und Herrn von Verron wirken zu können. Wir gingen also mit einander nach Hause.

Jeannette, sagte Favre, nachdem er die Thür geschlossen, jetzt habe ich Dich wieder; ich hatte mir vorgenommen, Dich zu tödten, sobald ich Dich wieder in meine Gewalt bekommen würde. Jetzt bist Du in meiner Gewalt. Mein Zorn war entsetzlich; aber

jetzt, da ich Dich wieder habe und Dich sehe, ist mein Zorn entwaffnet. Ich kann Dir nichts thun. Aber sage mir, warum bist Du von mir gegangen? Glaubst Du in der ganzen Welt einen Mann zu finden, der Dich inniger lieben könnte?

Ich hasse Dich, weil Du ein Mouchard bist, versetzte ich; meine ehrliche gerade Gesinnung verträgt sich nicht mit der Deinigen.

Und wenn ich aufhörte, ein Mouchard zu sein, würdest Du mich lieben? fragte Favre.

Niemals, entgegnete ich; aber ich würde Dich weniger hassen und keinen Grund mehr haben, mich an Deiner Seite unglücklich zu fühlen.

Nun gut, ich werde mein Amt niederlegen; aber glaubst Du, daß dieses nicht für viele Menschen ein Unglück sein wird? Ich habe schon so manchen gerettet —

Nun, warum willst Du denn nicht Herrn von Verron retten?

Weil er sterben soll!

Warum hassest Du ihn?

Weil Du ihn liebst!

O, ich ihn lieben! — Ich kenne ihn kaum.

Und dennoch liebst Du ihn.

Das leugne ich.

Glaubst Du nicht, daß ich Alles sehr wohl be-

merkt und beobachtet habe? Ein Mouchard läßt sich nicht so leicht betrügen und überlisten. Ich sah wohl, wie von Verron die Flaschen vertauschte; aber der Wein hatte keine Beimischung, wie er wähnte. Ich stellte mich jedoch berauscht. Ich war es nicht, ich schlief auch nicht; ich folgte Euch auf dem Fuß, aber ich ließ Euch durch einen Knaben beobachten. Ihr ginget in das Laboratorium des Doctor Drogue. Ich wußte, daß sich in seinem Hause unterirdische Räumlichkeiten befanden; Doctor Drogue hatte sich aber bisher als einen Freund des Kardinals Antonelli gezeigt, ich hatte keinen Verdacht auf ihn, obwohl er mit Herrn von Verron sehr gut stand. Jetzt fiel mir die Sache auf. Ich wußte, daß mein Oheim nicht in seinem Laboratorium war und daß seine Gehilfen Schlüssel zu dem Hause hatten; ich verschaffte mir einen solchen und untersuchte nun genau alle Räumlichkeiten. Da Ihr das Haus nicht verlassen hattet, so konntet Ihr nach meiner Muthmaßung nirgends anders als in dem Kellergewölbe sein. Jetzt ging mir ein Licht auf. Ich traf meine Maßregeln; auf welche Weise die Signora von der Entdeckung ihres Aufenthalts Nachricht erhielt, das weiß ich nicht, aber ich werde es noch herausbekommen. Nun erzähle mir, was bei dem Grafen Morny vorgefallen ist!

Nichts.

Nichts? Hat mein Oheim seinen Irrthum nicht entdeckt?

Nein; aber ich sah den Grafen nicht; der Doctor traf ihn in sehr übler Laune und führte mich wieder fort. Wo ist die Signora?

In meiner Gewalt.

In Deiner? O, das ist kaum möglich.

Du wirst sehen, daß es möglich ist.

Und Herr von Verron? fragte ich.

Ist in der Gewalt des Herrn Constant.

Und Herr Constant?

Ist ein Gehilfe des Doctor Drogue und ein Mouchard.

Aber das ist schlecht, entgegnete ich; Frankreich ist kein Raubstaat und Paris keine Mördergrube.

Nun, es kostet Dich nur ein Wort, und Signora Gribaldi ist wieder frei; es frägt sich jedoch sehr, ob sie es sein will.

Wo ist die Unglückliche?

Hier hast Du den Schlüssel zu jener Thür dort; öffne!

Ich sah Favre erstaunt an.

Nun, so öffne doch; wiederholte er lächelnd.

Ich schloß auf; ich glaubte zu träumen, als Signora Gribaldi mir entgegentrat.

Sie hier? rief ich aus.

O, es ist besser wie in einem römischen Gefängnisse oder wie in einem Kloster; sagte sie.

Aber fürchten Sie nicht, daß Herr Favre Sie verrathen wird? fragte ich.

Jetzt, da Sie hier sind, nicht; versetzte sie.

Und Herr von Verron? fragte ich.

Herr Favre sagte mir, gegen ein ansehnliches Lösegeld und das Versprechen, Frankreich zu verlassen, würde er freigegeben werden.

O, welche Zustände! dachte ich. Also die Mouchards sind mächtiger als die Minister; sie nehmen Leute gefangen und lassen Sie gegen Lösegeld frei; und solche Zustände werden in wohlklingenden Phrasen Fortschritt, Civilisation, Humanität genannt! Und das Volk von Frankreich wird dieser hohlen Phrasen, die nichts weiter als rhetorische Uebungen schönrednerischer Eitelkeit sind, nicht müde?

Herr Favre, sagte ich zu diesem, ich werde der Signora diese Nacht Gesellschaft leisten.

Das kannst Du thun, Jeannette, denn ich werde diese Nacht nicht zu Hause sein; aber glaube nicht, fügte Favre hinzu, daß Du Pläne zur Flucht machen kannst; die Signora ist so vernünftig einzusehen, daß sie nirgends besser als hier aufgehoben ist.

Das ist wahr, Jeannette; sagte die Signora.

Ich war erstaunt über die Ruhe und Zuversicht-

lichkeit der Dame; ich kannte Favre genugsam, um nicht das Schlimmste befürchten zu müssen; ich kannte seinen unersättlichen Ehrgeiz; ich wußte, daß er darnach strebte, eine bedeutende amtliche Stellung zu erhalten, und daß ihm jedes Mittel gerecht war, dieses Ziel zu erreichen. Wenn er die Signora einfach an die Behörde ausgeliefert hätte, würde er vielleicht eine ganz untergeordnete Stellung dabei eingenommen haben; suchte er aber alle Fäden der vermeintlichen Verschwörung in seine Hand zu bekommen, ehe er mit seiner Entdeckung vortrat, dann konnte er auf eine bedeutende Anerkennung rechnen.

Favre entfernte sich bald; er war trotz der Versicherung der Signora, daß sie an keine Flucht denke, vorsichtig genug, uns einzuschließen. Wir waren also gefangen. Vielleicht war auch Jemand beauftragt, das Haus von draußen zu bewachen und nöthigenfalls Allarm zu schlagen.

Ich war dennoch froh, mit der Signora allein mich zu befinden.

Auf welche Weise sind Sie hierher gekommen? war meine erste Frage.

Auf eine sehr einfache; versetzte die Signora. Als wir unsern Aufenthalt verließen, stiegen wir in einen Fiacre; kaum wollte sich dieser in Bewegung setzen, da traten zwei Männer an uns heran.

Herr von Verron, sagte der Eine, Sie werden die Güte haben, und mir die schöne Signora überlassen; ich bin bereit, ihr ein Asyl zu geben, bis wir uns mit einander verständigt haben.

Herr von Verron holte statt der Antwort eine Pistole hervor; aber ich fiel ihm noch zeitig genug in den Arm.

Seien Sie vernünftig, sagte ich; vielleicht läßt dieser Herr mit sich verhandeln.

Ist es Ihre Absicht, uns auszuliefern? fragte Herr von Verron.

Nein; wenn Sie auf meine Bedingungen eingehen, können wir uns mit einander abfinden.

Welche sind Ihre Bedingungen, Herr Favre? fragte mein Begleiter.

Das werden Sie erfahren; auf offener Straße kann ich mit Ihnen nicht verhandeln; ich mache jetzt nur die eine Bedingung, daß Sie hier meinem Collegen —

Es ist Herr Constant, sagte von Verron, ich kenne ihn.

Um so besser; ich mache also die Bedingung, fuhr Favre fort, daß Sie Herrn Constant und daß die Signora mir folgt. Wir werden Sie als Gäste behandeln; Sie werden bei uns ein Asyl haben, bis

unsere Verhandlungen beendet sind; ich glaube, das Anerbieten ist ehrenwerth.

Ich kann die Signora nicht Ihren Händen übergeben; sagte Herr von Verron.

Seien Sie unbesorgt, versetzte Favre, meine Frau wird ihr Gesellschaft leisten.

Ihre Frau?

Ja, meine Frau, Jeannette; entgegnete Favre.

Ich entschied mich dafür, auf Favre's Bedingung einzugehen, und obwohl sich Herr von Verron sehr dagegen sträubte und von Favre verlangte, daß wir beide zu ihm gingen, so bestimmte ich ihn doch, sich zu fügen, und auf diese Weise kam ich zu Herrn Favre.

Und der Doctor Drogue? fragte ich. Es ist, daß ich seine Rolle, die er in dieser Sache spielt, nicht begreife.

Nun, meine Liebe, es ist der Hauptagent der Revolution in Italien.

Und ein Freund des Grafen Morny?

Das eben ist es; dieser Herr braucht jetzt Italien; Doctor Drogue ist mit den Intentionen des Kaisers auf's innigste vertraut — und wir brauchen den Doctor Drogue.

Ah — ich fange an zu begreifen, warum Favre ihn betrügen und fassen wollte.

Auf welche Weise?

Ich erzählte nun der Signora, daß ich, getreu meinem Versprechen, das ich ihr gegeben, ihre Rolle fortgespielt und mich selbst dem Doctor Drogue gegenüber nicht verrathen hatte.

Wir müssen sofort den Doctor von meinem Aufenthalte in Kenntniß setzen; sagte die Signora.

Das meine ich auch; aber auf welche Weise? Ich bin überzeugt, daß Favre uns auf's strengste überwacht.

Aber es scheint mir, daß Sie viel über ihn vermögen; Sie werden Gelegenheit finden, die Wohnung zu verlassen.

Ohne ihn gewiß nicht, vielleicht mit ihm; und dann wäre es schwerlich möglich, ein Billet an Doctor Drogue gelangen zu lassen.

Wir haben hier kein Schreibmaterial.

Auch dazu wird hoffentlich Rath werden.

Wir setzten uns Beide nieder. Signora Gribaldi erzählte mir ihre ganze Lebensgeschichte. Ihre Liebe und Aufopferung für Groiola war grenzenlos.

Ach, wie glücklich sind Sie, sagte ich, daß Sie so lieben können, daß der Geliebte solcher Aufopferung und Hingebung würdig ist!

O, rief die Signora aus, ich bin bereit, mein ganzes Vermögen für seine Rettung hinzugeben, und

ich hoffe, daß Favre sich bereit finden wird, mir die Hand dazu zu bieten.

Ist Groiola denn der Polizei in die Hände gefallen? fragte ich.

Favre behauptete es.

Groiola besucht alle geheimen revolutionären Gesellschaften, welche in Paris trotz der Wachsamkeit der Regierung, trotz der Spionirwirthschaft, die sich in alle Verhältnisse eindrängt, so zu sagen unter den Augen der Polizei sich bilden. Die letzte Versammlung, bei der sich Groiola befand und welche hauptsächlich von Italienern und Polen besucht wurde, ist aufgehoben worden; diese Nachricht erhielt ich durch Freund Picard.

Nun, ich sehe aber nicht ein, da die Italiener und Polen nicht gegen den Kaiser conspirirten, was Ihrem Groiola Schlimmes geschehen kann?

Man hat seine Correspondenz mit einigen der entschiedensten Gegner Napoleon's auf der Post angehalten und geöffnet; die Regierung weiß sehr wohl, woran sie mit ihm ist.

Sie könnten ihn doch höchstens nur aus Frankreich ausweisen.

Um Gotteswillen, mein Kind, rief die Signora aus, das wäre ja das Entsetzlichste, was Groiola treffen könnte; dann wäre er unrettbar verloren.

Der König von Neapel ist nicht großmüthiger als Napoleon; seine Bagnos wissen davon zu erzählen. Aber Favre kann ihn retten, denn Groiola hat seinen wahren Namen nicht genannt; nur Favre weiß, welche Beute er gemacht hat.

Aber Favre sagte mir, daß er weder Herrn von Verron noch Groiola retten könne.

Gewiß vermag er das, er hat es mir selbst ja zugestanden; aber er will das Lösegeld nach der Größe des Dienstes berechnen, den er mir leistet.

Sind Sie denn im Besitze Ihres Vermögens? fragte ich.

Mein Vermögen ist bis auf eine verhältnißmäßig geringe Summe, die ich in dem Keller zurückgelassen habe, in Sicherheit.

So will ich Sie bitten, daß Sie sich hüten, es Favre zu sagen, wo sich Ihr Geld befindet, denn ich bin überzeugt, er verfolgt einen zweifachen Plan, zunächst den, sich Ihres Vermögens zu bemächtigen; dann wird er weder auf Ihre Person noch auf meine Fürbitte Rücksicht nehmen.

Für einen so verworfenen Menschen halten Sie diesen Favre?

Wissen Sie denn nicht, daß der Ehrgeiz eben so sehr der Hebel schlechter und erbärmlicher als guter Handlungen ist? Favre opfert dem Moloch seines

Ehrgeizes seine heiligsten Gefühle. So sehr er mich auch liebt, ich bin überzeugt, daß ich nichts bei ihm vermag, wenn es sich um Erlangung eines hohen Amtes handelt. Doch wir wollen jetzt schlafen, ich fühle mich in hohem Grade verwirrt und abgespannt; wir sind Beide erschöpft und bedürfen der Erholung. Verzweifeln Sie nicht, vielleicht weiß Doctor Drogue einen Ausweg.

O, wenn ich ihn nur sprechen könnte! Ich begreife nicht, was ihn bewog, Sie zum Grafen Morny zu führen; jedenfalls muß er doch hoffen, bei ihm etwas für mich erwirken zu können.

Glauben Sie denn, daß der Doctor Drogue Ihnen aufrichtig zugethan ist?

Das ist er gewiß; er spielte ja den Verliebten; ich hatte Mühe, mich seiner zu erwehren.

O, die Männer sind eben nicht großmüthig gegen Frauen, die für ihre Liebesanträge taube Ohren haben.

Außerdem bindet ihn ein großes Interesse an meine Person; Doctor Drogue hat von mir bedeutende Summen erhalten.

Wenn aber diese Quelle für ihn versiegt?

Er ist auch Herrn von Verron sehr zugethan und liebt ihn wie seinen Sohn.

Das waren die letzten Worte, welche ich hörte;

aber mitten in der Nacht wurde ich durch die Signora geweckt.

Jeannette, flüsterte sie, Sie schlafen so fest, ich habe noch kein Auge schließen können; Herr Favre ist zu Hause und er hat einen Gast bei sich.

Haben Sie etwas von ihrem Gespräche erlauscht?

Einzelne Brocken; ich kann mich nicht daraus vernehmen.

Ich werde sehen, ob ich den Gast erkennen kann. Leise erhob ich mich und schlich bis zur Thüre hin.

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

aber mitten in der Nacht wurde ich durch die Signora geweckt.

Jeannette, flüsterte sie, Sie schlafen so fest, ich habe noch kein Auge schließen können; Herr Favre ist zu Hause und er hat einen Gast bei sich.

Haben Sie etwas von ihrem Gespräche erlauscht?

Einzelne Brocken; ich kann mich nicht daraus vernehmen.

Ich werde sehen, ob ich den Gast erkennen kann.

Leise erhob ich mich und schlich bis zur Thüre hin.

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rogeard, Louis

Paris im Beichtstuhl Von Louis Rogeard

Bd.: 3

Leipzig [1867]
P.o.gall. 2568 a-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10101558-4